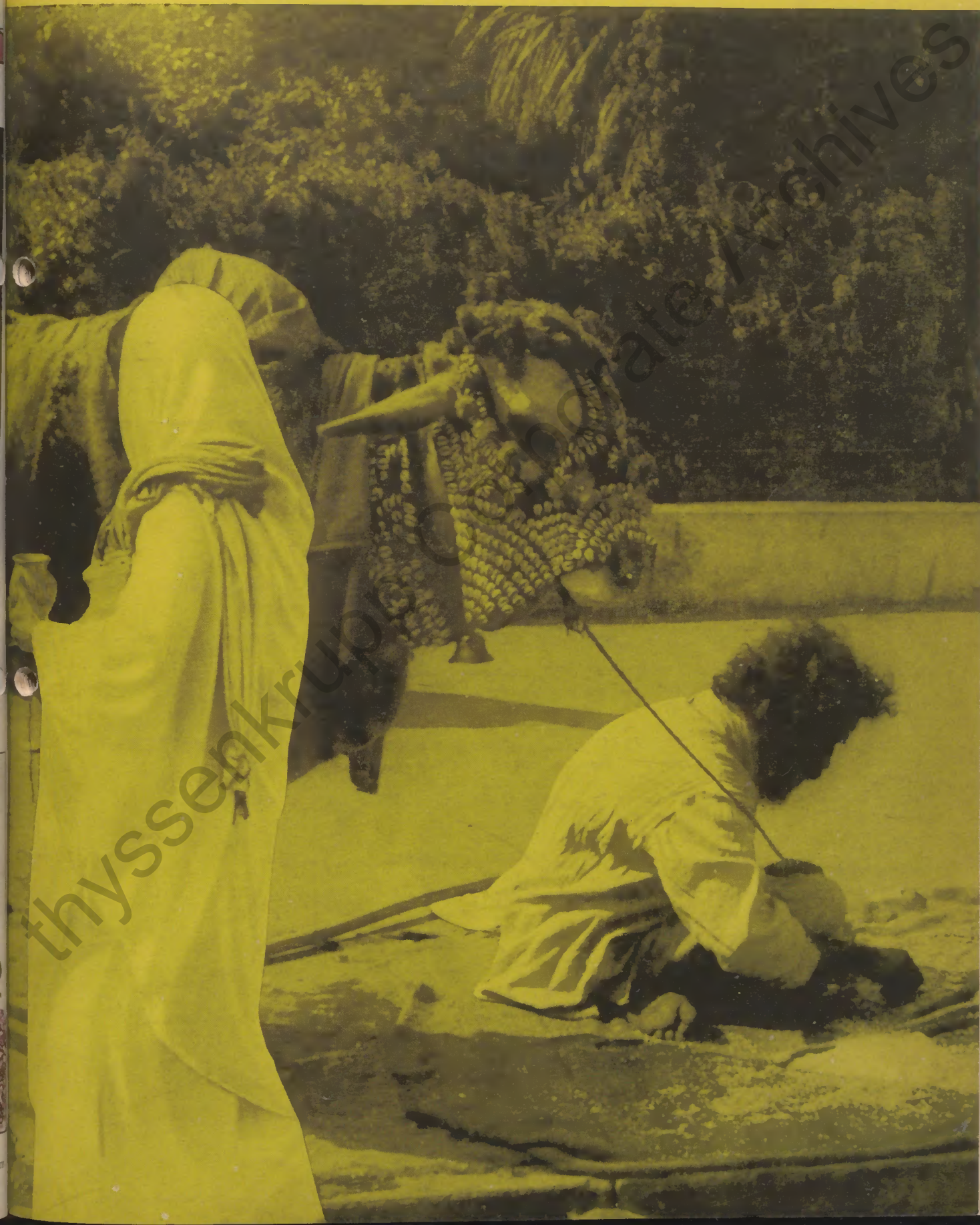


WERKMITTEILUNGEN

NR. 10 · MÄRZ 1954



IN EIGENER SACHE

Mit diesem Heft beginnen unsere Werkmitteilungen den 3. Jahrgang. Solange es beim Zählen der Erscheinungsjahre nach einstelligen Ziffern geht, kann der Beginn eines solchen neuen Abschnittes immer Anlaß zu Betrachtungen sein, was in der zurückliegenden Zeit geworden ist und was für die Zukunft anstrebenswert scheint. Späterhin zählen dann nur noch die Jahre nach dem Einmaleins mit der 25 und Lorbeerkränze werden gewunden. Sie schmückten im Altertum verehrungswürdige Häupter. Seitdem ist man großzügiger geworden, um auch das sichtbare Bemühen zu würdigen, dem keine Erfolge beschieden sind, welche in die Geschichte eingehen. Das ist ein menschlich schöner Zug, denn wir würden in Schmutz umkommen, wenn sich niemand fände, der die Straße fegt, auf dem Schreibtisch Staub wischt oder auch sonstige Einrichtungen in einem benutzbaren Zustand hält. Zu alltäglich sind die Zusammenhänge, deshalb werden sie zu leicht vergessen und auch das Opfer, das manche dieser Arbeiten bedeuten, des Unangenehmen wegen, das damit verbunden ist. Hieran zu erinnern ist eine der Aufgaben dieser Hefte.



Die Erklärung, daß ein Spezialist ein Mann sei, der immer mehr von immer weniger weiß, ist gewiß eine lustige Auslegung dieses Begriffs. Sie weist aber auch auf die Gefahr hin, die die Arbeitsteilung mit sich bringt, daß mit der immer enger werdenden Begrenzung des Arbeitsbereichs zwangsläufig das Gefühl für die Bedeutung der Arbeitsleistung als Teil einer Gesamtleistung verloren geht. Dieser Gefahr sind wir in unserem Werk besonders ausgesetzt, weil unsere Produkte immer ein Teil eines Erzeugnisses sind, dessen endgültige Gestalt wir in seltenen Fällen kennen lernen. Hier erwächst dieser Zeitschrift die Aufgabe, all denen, welche in der Arbeit mehr sehen als nur ein Mittel zum Gelderwerb, den Sinn ihres Schaffens sichtbar zu machen.



Wenn in der zurückliegenden Zeit bevorzugt die Werkgeschichte zur Darstellung kam, so sollte damit gezeigt werden, wie sehr das Wachsen der Firma eine Gemeinschaftsleistung war, wenn man sich auch nicht zu allen Zeiten dieser Tatsache bewußt wurde. Umsomehr Bedeutung werden zukünftig jene Beiträge haben, die dann und wann schon unter dem Titel „Ein Blick auf den anderen Arbeitsplatz“ erschienen. Ausgehend von der Überlegung, daß in jenen Arbeitsbereichen, die bereits einen Blick auf das Ganze gestatten, auch ein besonderes Maß des Verbundenseins mit dem Schicksal des Werkes angenommen werden kann, darf an dieser Stelle die Erwartung ausgesprochen werden, daß man sich mehr als bisher auch der Aufgabe verpflichtet fühlt, diejenigen an diesem Überblick teilhaben zu lassen, denen die Art des Arbeitsplatzes die eigene Anschauung verwehrt.



Würde es in einem Betrieb, in dem 3000 Menschen schaffen, nichts zu diskutieren geben, wäre das ein betrübliches Zeichen von Gleichschaltung oder geistiger Unfruchtbarkeit. Warum das Gespräch nicht auch den Werkmitteilungen zukünftig mehr Farbe geben sollte, ist nicht einzusehen. So sind Werkleitung, Betriebsvertretung und alle Kolleginnen und Kollegen im neuen Jahr eingeladen, diese Zeitschrift mehr als bisher für die Aussprache zu benutzen. Das gilt für die sogenannten „heißen Eisen“, die durchaus nicht immer die Eigenschaft haben, dadurch kalt zu werden, daß man sie nicht anfäßt und auch für redtzeitige Unterrichtung über betriebliche Dinge im allgemeinen, ehe sie außerhalb des Werkes eine Lesart finden, die uns unerwünscht ist.

Immerhin bleibt auf der anderen Seite festzustellen, daß wir auffallend wunschlose Leser haben, es sei denn, der Inhalt der Hefte kommt so sehr allen Ansprüchen entgegen, daß diejenigen, welche sich um diese Hefte bemühen, darin eine Anerkennung sehen müßten. Die Selbstkritik will sie diese Tatsache nicht recht glauben lassen. Die eine oder andere Anregung könnte sicher dazu dienen, einen neuen Farbtupfen auf die Themenpalette zu setzen.



Das gegenseitige Verstehen und das Bemühen um einen Ausgleich, wo Gegensätze bestehen, kann nicht Wirklichkeit werden, wenn nicht jeder Einzelne es als eine Aufgabe ansieht, die ihm ganz persönlich gestellt ist. Die Werkmitteilungen werden dieses Bemühen immer nur unterstützen können. Der neue Jahrgang wird erkennen lassen, ob die Werkzeitschrift, die für alle geschaffen wurde, auch von allen als ihr eigenes Anliegen angesehen wird.

Mit einem „Glückauf“ in diesem Sinne, macht sich unser 10. Heft auf den Weg zu seinen Lesern.

Md.

Was ist herrlicher als Gold,
fragte der König.

Das Licht, antwortete die Schlange.

Was ist erquicklicher als Licht,
fragte jener.

Das Gespräch, antwortete diese.

Goethe

Eine der schönsten und wesentlichsten Dichtungen Goethes ist die leider verhältnismäßig unbekannt „Unterhaltung deutscher Ausgewanderten“, die im Anhang oder Abschluß den Titel „Das Märchen trägt. Ihm sind diese Worte über das Gespräch entnommen.

Sie gestatten die verschiedensten Beherrigungen von Mensch zu Mensch, von Partei zu Partei, von Volk zu Volk gibt es keine Gemeinschaft im Gespräch. So sind die Goethe-Worte wahrlich eine gemeiner Beherrigung wert.

„Leichter lernen“

Zu diesem Thema schrieb August Strokowski, Abnahme R. A. I

Vor dem „Leichter lernen“ steht ein „Lernen“ überhaupt, meine ich und kommt damit sogleich zur Hauptsache. Was nützen uns gelehrte Bücher über Methodik des Lernens, wenn kaum drei vom Hundert überhaupt die zwingende Notwendigkeit des Lernenmüssens empfinden. Sehen wir uns die Seminare des DGB einmal an. Überwiegend Kollegen aus chemischen oder papierverarbeitenden Betrieben glauben ler-

Aus dem Inhalt:

Die Aussprache · Unterwegs für „Reitholz“ · Grundsätze der Urlaubsgewährung

Der gewerbliche Rechtsschutz · Das Lohnkartenverfahren · Gift · Wenn ich nicht

wäre!

DIE AUSSPRACHE

nen zu müssen. In einer Stadt wie Düsseldorf, wo doch überwiegend Metall verarbeitet wird, müßten vor lauter IG-Metaller alle anderen IG's verblässen. Leider ist dem nicht so.

Betrachten wir einmal unser Werk; wie viele Arbeitnehmer und wie wenig Teilnehmer an der Gewerkschaftsschulung. Hierbei ist zu unterscheiden zwischen Kollegen, welche zeitlich unabhängig sind und denen, die da gerne möchten, jedoch infolge ihrer Wechselschicht tatsächlich nicht können. Doch der Prozentsatz derer, die wirklich teilnehmen könnten ist so gering, daß man eine Interessenlosigkeit in erschreckendem Maße feststellen muß.

Wer glaubt, er könne nichts mehr lernen, der tut natürlich besser, sich von jeder Schulbank fernzuhalten. Und wer glaubt, mit abgedroschenen Schlagworten den Lebensproblemen begegnen zu können, ist



ein armer Tor. Tatsache ist und bleibt: gut fundiertes Wissen hat sich zu jeder Zeit bezahlt gemacht!

Vielleicht kommt der Tag, wo auch der dickfelligste Schwätzer erkennt, daß er mit Bauernfängerei nicht weiterkommt. Dann treten gut geschulte Kollegen auf, die bis dahin ihre Zeit mit Lernen verbringen und erst reden, wenn sie „wissen“!

Transport und Verkehr im Werk

Hierzu und über seine qualmende Lokomotive hat uns Artur Berger, Rangierbetrieb, etwas zu sagen.

Es wird des öfteren, gerade an uns vom Rangierbetrieb appelliert: „Nehmt Rücksicht!“ Wir müssen uns hier und da, mehr oder weniger versteckt, Rücksichtslosigkeit und Leichtsinn in Aussprüchen von Arbeitskollegen gefallen lassen. Den Beleidigten spielen, liegt nun absolut nicht in meiner Absicht; doch an einigen Beispielen möchte ich zu beweisen suchen, daß wir Sündenböcke weniger schuld sind, wie im allgemeinen angenommen wird.

Das für die Straße geltende Gesetz, sich nicht in die gefährvolle Fahrbahn zu begeben, wird in vielen Fällen im Werk außer acht gelassen. Hier ist der Arbeitskollege zuhause, da wird auf ihn aufgepaßt. Hat er nun beim ersten und zweiten Pfeifsignal nicht gehört, nun dann eben erst nach dem dritten. Es gehen oft Kollegen, zu zweit, oder auch zu dritt, fünfzig, auch hundert Meter und mehr im Gespräch vertieft die Fahrbahn entlang, ohne sich umzudrehen; oder auf die Umgebung zu achten. Es passiert nachweisbar des öfteren, daß der Zug deswegen zum Stehen gebracht werden mußte. Zur größten Überraschung wird man dann angebrüllt: „Kannste nit flöte!“

Der Hauptverkehr in Autos, Elektrokarren und Fußgängern spielt sich nun der Lage nach bedingt in der Nähe der Büros und Betriebsbüros ab. Dann befinden sich an gleicher Stelle einige Halleneingänge. Laut Unfallverhütungsvorschrift muß der Lok-Fahrer beim Einfahren in die Halle

und beim Verlassen der Halle, sowie beim Überfahren der Überwege Signal geben. Der eine Herr oder die Dame im Büro telefoniert gerade mit einer anderen Abteilung, wird natürlich empfindlich gestört. Elende Bande!

Bin mir bewußt, daß ich mir einige kleine und größere Feinde erwerbe durch meine Ausführungen die nun folgen, aber nur durch gutes Zureden wird es nichts! In den Rohrbetrieben, Adjustage, Kaltzieherei und Reduzierwerk wimmelt es von Elektrokarren. Dieses wäre an sich noch erträglich, wenn sie die Fahrbahn als Standplatz meiden, und im übrigen Profilabstand halten würden.

In RZ I werden wir öfter angepflaumt wegen der Qualmerei. Wenn die Betriebe RA, AK, RRW III bedient werden in Abholung und Zustellung, erfordert das sehr häufig eine längere Rangierarbeit in hin und her, bis zu vier, fünf oder gar sechs Gängen, je nach dem die Wagen wieder stehen müssen. Nun ist die Fahrbahn von der Kaltzieherei bis zur RZ I sehr niedrig überdacht, und an dieser Stelle wickelt sich das Hauptgeschehen ab. Durch diesen Umstand entsteht ein Zug, der die ganze Ladung vom Auspuff der Lok in die Halle von RZ I verschlägt. Endergebnis: „Saubande!“



Es sind noch mehr Beispiele da, aber genug davon, wir pfeifen und qualmen nicht unnötig, und jeder der in der Rangierarbeit beschäftigt ist, nimmt die Sache im Aufpassen ernst.

Viele Jahre beweisen es, daß dem Rangierpersonal kein Unfall an Menschen in unserem Werk unterlaufen ist, und das möge hoffentlich noch sehr lange so bleiben durch Rücksicht und Gegenrücksicht.

Alles Gute kommt von oben

stand über der Zuschrift von Charlotte Kümmel, Betriebsratsbüro.

Hallo, aufgepaßt! Na, es ist wieder einmal gut gegangen! Trotzdem heißt es äußerst vorsichtig zu sein, für alle Belegschaftsmitglieder, die täglich unter den Fenstern der Abteilung „Verkauf Oberbilk“ vorbei müssen. Da hat Frau X. wieder einmal zu viel Kaffeewasser mit hereingebracht, etwa umgehen, kommt gar nicht in Frage, wozu sind die Fenster da!! Und schon stürzt eine kalte Dusche zum Fenster hinaus. Ob da unten nun gerade freie Bahn ist oder nicht, es wird einfach ausgeschüttet.



Da kann man wirklich sagen: „Alles Gute kommt von oben!“

Mit der Veröffentlichung dieses kleinen Artikels bringe ich gleichzeitig die Beschwerden zum Ausdruck, die im Büro unseres Betriebsrates vorgetragen wurden.

Kleinigkeiten?

Dr. Rosenberger an seine ungeduldigen Patienten.

Lieber Mitmensch!

Die Höflichkeit ist eine Tugend, die uns ermöglicht, verhältnismäßig friedfertig nebeneinander zu leben und uns viele Dinge des Alltages, der oft allzu unerfreulich ist, zu erleichtern und zu verschönen. Wehe demjenigen, der diese schöne Tugend nur allzu leichtsinnig über Bord wirft und damit erreicht, daß er uns nicht nur schwer im Magen liegt bzw. sauer aufstößt.

Du weißt, daß der Werkgesundheitsdienst seine ursprüngliche Aufgabe darin sieht, dem arbeitenden Mitmenschen zu helfen und dieses auch von Herzen gerne tut. Jedoch es gibt Menschen oder besser gesagt Schwierigkeiten, die nicht ohne weiteres, oder so wie Du es Dir vorstellst, schlagartig beseitigt werden können.

Sei doch so liebenswürdig und denke daran, wenn Du folgende zwei Begebenheiten erfahren wirst, die in der jüngsten Vergangenheit geschehen sind und die uns ehrlich gestanden sehr sauer aufgestoßen sind.

Vielleicht war es gar nicht so gemeint, das wollen wir unterstellen. Wir glauben auch, daß so etwas durchaus eine Einzelerrscheinung bleiben wird. Wir möchten sie nur einmal erzählen:

Reisholz:

Ein Herr in mittleren Jahren bekam von seinem Hausarzt Kurzwellenbestrahlung verordnet. Er erschien bei uns zum Schichtschluß und freute sich wahrscheinlich un-

bändig darauf, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, erstrebte er, so schnell wie möglich die Behandlung zu erfahren. Doch welcher Jammer, ausgerechnet bei Schichtschluß ist bei uns Hochbetrieb, und es ist wohl notwendig geworden, daß dieser junge Mann etwas warten sollte. Wir verstehen seinen Ärger; was wir aber nicht verstehen ist der spontane Ruf, in den er ausbrach: „Wat is dat he für'n Bedeenung!“ und mehr oder weniger wütend den Raum verließ, um nie mehr gesehen zu werden.

Eigentlich ist ein Kommentar überflüssig und jeder wird fühlen, wer hier zu weit gegangen ist. Ausgesprochen häßlich ist aber das Wort „Bedeenung“ und das stört uns. Ob uns wohl der Betreffende ebenso versteht, wie wir uns bemühen, diesen Ausdruck zu verkraften?



Oberbilk:

Es erscheint ein Herr und bittet um die Zuteilung von Kopfschmerztabletten. Der Sanitärer nimmt an, daß er die Tabletten sofort braucht und reicht ihm zwei Tabletten mit einem Schluck Wasser. Das scheint nicht sein Einverständnis herbeizuführen, denn nach einigem hin und her wird er deutlich und sagt, daß man ihm früher in einem Tütchen mehrere Tabletten mitgegeben habe.

Ob er sie wohl für Mutti zu Hause benötigt? Oder wollte er sich des öfteren einen Weg zur Verbandsstube sparen? Ge-

nau wissen wir es nicht. Wir wissen nur, daß beispielsweise innerhalb eines Monats bei uns in beiden Werken 10 000 Kopfschmerztabletten ausgegeben worden sind, während wir früher mit derselben Menge gut 3—4 Monate ausreichten. Irgendwie liegt da etwas falsch! Denn es ist nicht anzunehmen, daß die Zahl der Kopfschmerzfälle so plötzlich zugenommen hat. Auf der anderen Seite wurden wir gebeten, mit diesen wirklich nicht unerheblichen Ausgaben doch etwas zu sparen. Wir taten das! Allerdings mit dem deutlichen Hinweis, daß jeder, der wirklich unter anhaltenden Kopfschmerzen leidet, nach wie vor die Mög-

lichkeit hat, beim Arzt ein Rezept zu bekommen, worauf er gleich 20 Tabletten einhandeln kann, die ja wohl selbst unter ungünstigsten Umständen eine gewisse Zeit ausreichen werden.

Die ganze Sache wäre eigentlich nicht erwähnenswert, wenn nicht der Schluß der Geschichte wirklich mehr als ärgerlich erschienen wäre. Was tat der junge Mann? Er warf dem Sanitäter die beiden Tabletten auf den Tisch mit der unfreundlichen Bemerkung:

„Bestelle dem Doktor einen schönen Gruß, ich verzichte!“

Kommentar für jeden Menschen, der

Wert auf gute Beziehung zu seinen Mitmenschen legt, überflüssig.

Lieber Mitmensch! Wie gesagt, wir bemühen uns, jedem gerecht zu werden. Bitte sei so gut und habe Verständnis, daß es manchmal nicht so geht, wie Du es Dir im Augenblick vorstellst. Verlier nicht gleich die Fassung, vor allem verschaff Dir einen angenehmen Abgang, damit man zukünftig bei Deinem Anblick nicht wieder an solche Auftritte erinnert wird.

Helfen ist nicht immer leicht, man kann es sich aber erheblich angenehmer gestalten, wenn jeder die nötigen Spielregeln beachtet.

UNSER AUFSICHTSRAT

Während bei den Aktiengesellschaften der Aufsichtsrat eine Institution ist, die der Gesetzgeber für den organisatorischen Aufbau dieser Gesellschaftsform grundsätzlich vorgeschrieben hat, fehlt diese Einrichtung bei der Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Bei unserem Werk, das im vergangenen Jahr von einer A.G. in eine G. m. b. H. umgewandelt wurde, geht diese Einrichtung auf das Gesetz über die Mitbestimmung bei Kohle und Eisen zurück, aus dem sich auch Größe und Zusammensetzung des Aufsichtsrates ergeben.

Ihm gehören an:

Arbeitgebervertreter

Baron Hans-Heinrich Thyssen-Bornemisza
Castagnole bei Lugano

Bankdirektor D. M. S. Swart
Rotterdam

Direktor Rudolf Krautheim
Düsseldorf-Reisholz

Generaldirektor Dr. Dr. Wilhelm Roelen
Duisburg-Hamborn

Rechtsanwalt Dr. Albert Stappert
Düsseldorf

Arbeitnehmervertreter

Heinrich vom Bover, Dreher
Düsseldorf-Reisholz

Wilhelm Diening, Lohnbuchhalter
Düsseldorf

Bernhard Ackermann
Sekretär der Bezirksleitung IG-Metall Essen
Essen

Bürgermeister Robert Görlinger
Köln-Lindenthal

Regierungsdirektor Dr. Ing. Wilh. Bischof
Dortmund-Aplerbeck

11. Mann

Finanzsenator Dr. Dr. Haas
Berlin

Nach der kurzen Zeit seines Wirkens für unser Werk ist Bürgermeister Robert Görlinger durch Tod aus diesem Kreis ausgeschieden. Sobald die hier entstandene Lücke geschlossen ist, werden wir unseren Lesern mitteilen, wer an seine Stelle trat.



Am 2. November 1953, 22.00 Uhr. Auf dem Flughafen Düsseldorf-Lohausen wirft das Bodenpersonal die vier Motoren der Lockheed-Constellation an, kurz danach rollen wir zur Startbahn, um 22.15 Uhr wissen wir, der Start ist geglückt. Eine Teilrunde über Düsseldorf, wir ahnen den Rhein mehr als wir ihn sehen, nehmen Kurs gen Süden. Die Haltegürtel sind abgeschnallt, die Stewardess kommt mit der ersetzten letzten Zigarette des Tages (Zigarren und Pfeife sind nicht erlaubt!). Das Deckenlicht wird ausgeschaltet, auch die kleinen Leselampen verlöschen eine nach der anderen. Die meisten Passagiere haben ihren Sessel in die Halbschräge gebracht, hüllen sich in die blauen Decken und versuchen zu schlafen. Der Schlaf will nach der Hast des Tages nicht kommen. Auch ist es schön, einmal in einer klaren Spätherbstnacht über die deutsche Heimat zu fliegen und durch das nach meiner Meinung in allen Flugzeugen der Welt viel zu kleine Kabinfenster zu schauen. Vermutlich fliegen wir in etwa den Rhein entlang. Trotz der späten Tagesstunde reiht sich, von unserer Höhe aus gesehen, Dorf an Dorf und Stadt an Stadt in ununterbrochener Lichter-

folge. Dort drüben links das Lichtermeer kann nur Frankfurt sein.

In gleichmäßigem Rhythmus summen die Propeller. Der hellrote Lichtschein, der durch die Ritzen der Aluminiumhaube der Motoren aufleuchtet, löst bei dem an Nachtflüge Gewöhnten längst keine Bedenken mehr aus. Aber wie hoch mögen wir sein? Wir müßten doch bald an die Alpen kommen! Keine Sicht mehr. Sind wir über dem höchsten Gebirge Europas? Sind Wolken unter uns? Vom Mond ist allerdings auch nichts zu sehen. Es ist schon so, die Nachtflüge sind, wenn man nicht in Morpheus' Armen liegt, langweilig.

2.00 Uhr morgens! Wir sind tiefer gegangen, drüben leuchtet eine größere Stadt auf. Sicher landet die Maschine und läuft langsam aus. Mit einem wolkenbruchartigen Regen empfängt uns Rom. „1½ Stunden Aufenthalt, Sie sind Gäste der KLM.“ Übermüdet stolpern wir ins Restaurant. Der Regen, die nachtschlafene Zeit, das im Umbau befindliche und nicht sonderlich behagliche Gebäude des Flughafens lassen die Stimmung auf Null sinken, die Babys

wimmern im Arm der Mutter oder der Stewardessen, und die gute Lieblingszigarre liegt unter Zollverschluß im Koffer!

Nächste Etappe ist Kairo. Wir fliegen in 15 bis 20 000 Fuß Höhe, das sind rund 5–6000 m, Kurs Südost! Es wird langsam hell, da drüben die ersten Sonnenstrahlen, unter uns eine graue Decke. Sind es Wolken, ist es das Mittelmeer. Es sind Wolken. Doch gegen 7 Uhr morgens zeigt sich hier und da ein Loch in den Wolken, wir können mitunter Wellenkämme sehen. Nach dem Fahrplan müßte allmählich das Frühstück kommen. Es wird heller und heller. Immer mehr strömen ins kleine Cabinnett am Schwanz des Flugzeuges, um sich im Waschraum von vielleicht 60 mal 120 cm das Barthaar abzunehmen, den Schlaf aus den Augen zu reiben und nach Möglichkeit als vollendeter Gentleman wiederzuerscheinen.

Dankbar schlürft man die Grape-Fruit oder den Apfelsinensaft – zu Haus nennen wir das den D-Zug – freut sich über die Tasse Nescafe, das Rührei mit Schinken, das belegte Brötchen, steckt den Apfel in die Tasche. Wir lugen raus: Da, da ist ja festes Land, offenbar Wüste, aber da, ein Fluß und bebauter Land daneben, das kann nur ein Deltaarm



des Nils sein. Es ist so. Eine halbe Stunde später stehen wir auf festem Boden in der Wüste, aber nicht notgelandet, sondern auf dem Flugplatz von Kairo, der Hauptstadt von Ägypten, und einem der Zentralknotenpunkte des Weltluftverkehrs. Wir hatten vorher noch viele Formulare ausfüllen müssen mit Fragen, die wir noch weniger verstanden als die unserer Entnazifizierungsbogen 1945 bis 1946. Aber ich setzte nun zum ersten Mal meinen Fuß auf afrikanischen Boden, wenn auch nur auf einen winzig kleinen Ausschnitt dieses Erdteils. Sehr strenge Kontrolle der Pässe, der Devisen und des Gepäcks. Fahrt im Bus der KLM nach der Stadt. Entfernung etwa 15 km. Sand, Sand, Sand, mittendurch eine schmale, asphaltierte Straße und alle paar englische Meilen im Sand ein Zelt, vor dem im glühenden Sonnenbrand ein Posten Wache hielt. Warum, weshalb, ich kann es nicht beantworten, aber die Kerle taten mir leid.

Wir wollen uns nur langsam an das andere Klima gewöhnen, streng genommen, haben wir in Kairo kaum etwas zu suchen. Vor dem Hotel, nach Düsseldorfer Begriffen zweitrangig, überfällt uns eine Schar hilfsbereiter Diener. Koffer und alles andere ist weg. Wir mauscheln auf französisch unser Anmeldung durch und erlisten mit einem Blick,



daß drüben die Träger mit unserem Gepäck noch da sind.

Zimmer 108 für Mister X, 109 für Mister Y, na also, und gemeinsames Bad. Wenn nur die Armaturen in Ordnung gewesen wären!

Doppelbettzimmer — wir haben es nicht bestellt. Ich stehe vor dem Kleiderschrank und gegenüber vor der Tür stehen die drei Wüstensöhne, der eine mit dem großen, der andere mit dem kleineren Koffer und der dritte mit dem Necessaire. Das Gepäck ist also vollzählig da. Meiner freundlichen Bitte auf deutsch, abzustellen, kommen sie gern nach. Dann bauen sie sich ausgerichtet an der Tür auf. Und nun beginnt ein Palaver, dem selbst starke Nerven nicht gewachsen sind. Um es gleich vorwegzunehmen, ich blieb zweiter Sieger. Das Zimmer lag immerhin im dritten Stock. Der Ausgang war durch die drei braunen Gestalten in ihren bis an die Knie reichenden Hemden verdeckt. Von dem Wortschwall, an dem sich jeder Staubsauger- oder Autovertreter ein Beispiel nehmen könnte, verstehe ich nicht eine Silbe. Mein Hinweis, daß ich nur einen Travellerscheck hätte, stieß auf offensichtliches Mißfallen. Die drei Arme, die sich mir entgegenstreckten, verlangten ostentativ einen Bakschisch. Die Augen sagten unausgesprochen, was wohl passieren würde, wenn ... Mir fiel in letzter Minute ein, daß ich noch einen 5-Piasterschein in bar hatte. Ich gab ihn dem ersten mit der höflichen Aufforderung, ihn mit seinen beiden anderen Kumpanen zu teilen. Ich glaube, er hatte es verstanden, er wollte aber nicht verstehen. Zumindest taten die beiden anderen so, als ob sie es nicht verstanden. Erst als ich auf gut deutsch saugrob wurde, verschwanden sie und ich hatte wenigstens mein Reich für mich allein, gleichzeitig aber auch die erste Erfahrung auf dem fremden Kontinent, von dem ich so manches gelesen und gehört, aber noch nicht etwas persönlich erlebt hatte.

Als wir uns eine Stunde später — vom Staub der Reise und der Wüste befreit — zu einem Bummel begaben, stellten wir fest, daß diese drei Wüstensöhne gar nicht zum Hotel gehörten. Sie pflegten sich frühmorgens rechts und links neben den Eingang zu setzen und warten da auf ihre Opfer. So saßen sie wieder da, quietschvergnügt und versuchten, uns gegen ein weiteres Trinkgeld einen Wagen zu besorgen. Wir wehrten heftig ab, verschwanden in den krummen und winkligen Gassen und bestiegen dort ein Taxi in dem Bewußtsein, diesmal doch etwas billiger weggekommen zu sein.

Oben war schon gesagt, daß wir Ägypten nur als Übergangsstation benutzen wollten. „Reisholz“ ist nun einmal keine Maschinenfabrik und keine Apparatebauanstalt, und deshalb ist für uns der ägyptische Markt nur indirekt von Interesse. Wenn wir Stahlmuffenrohre machen würden,



käme vielleicht Ägypten auch als direkter Abnehmer für uns mehr in Frage.

Alles was wir hatten, war die Adresse eines uns bekannten Herrn an seinen ägyptischen Freund. Den suchten wir auf. Und wir wurden, obwohl wir uns wildfremd waren, aufgenommen wie gute, alte Bekannte. Zwar gab es da auch noch manche sprachlichen Schwierigkeiten. Wir hatten uns auf englisch eingestellt, er sprach aber nur türkisch, französisch und ägyptisch. Nach dem ortsüblichen Mokka — auf Wunsch auch Tee — war das Gespräch aber schon fließender. Ein Vertreter der Demag saß dabei. Er wartete schon seit Monaten auf die Regierungsunterschrift unter einen Kontrakt. Man hat im Süden mehr Zeit für solche Dinge als bei uns. Und das lockt zu einem Vergleich mit deutschen Verhältnissen. Wäre es denn bei uns möglich, daß zwei wildfremde Menschen, mit denen ins Geschäft zu kommen kaum Aussicht besteht, vom Chef der Firma zwei Stunden lang empfangen und bewirtet werden, daß er ihnen für den nächsten Vormittag seinen Wagen und seinen Sekretär, der allerdings nur ägyptisch und französisch spricht, zur Verfügung stellt, sich selber aber ausbedingt, daß wir mittags seine Gäste sind und er uns am Nachmittag die Moscheen und die Basare selber zeigen dürfe? Wir wurden

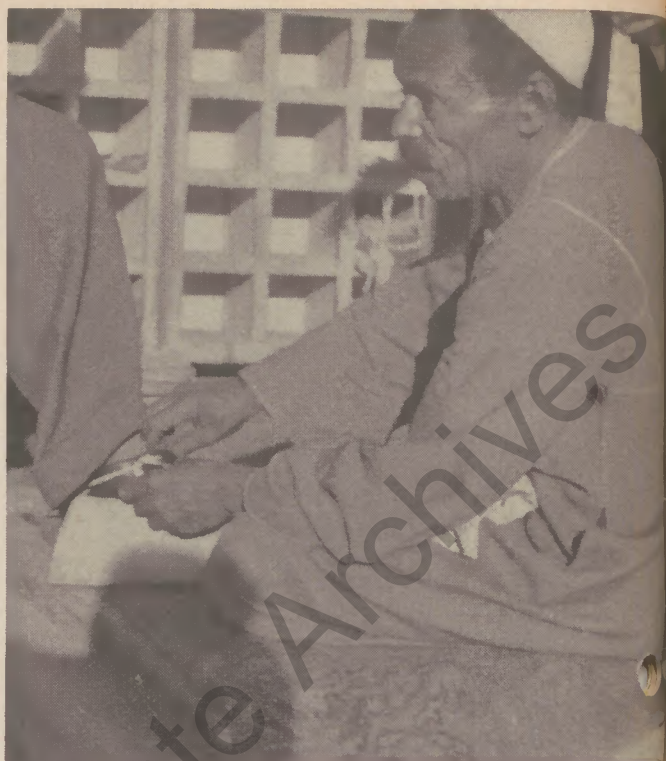
uns zum ersten Mal darüber klar, daß wir in unseren geschäftlichen Gewohnheiten umschalten und umdenken mußten, daß wir nicht mehr im alten Europa sind, sondern in einer Stadt, wo europäische Sitten und Gewohnheiten sich scharf überschneiden mit den Handelsmethoden des Nahen Ostens.

Ein Bummel durch die Stadt war für uns Fremdlinge in mancher Hinsicht ein Erlebnis. Düsseldorf und die anderen deutschen Großstädte klagen über mangelnde Verkehrsdisziplin und die Parkplatznot. Was ist das alles gegen Kairo. Verkehrsampeln gibt es selten, Schutzleute, die sich an den Straßenkreuzungen mit ihren roten und grünen Lampen aufpflanzen, öfters. Autos gibt es doppelt oder dreimal soviel wie bei uns. Dabei sind die meisten Straßen sehr eng. Rechts und links parken die Wagen nicht etwa mit zwei Meter Abstand, sondern Stoßstange an Stoßstange. Wie kommt man da wieder raus? Das Problem ist einfach. Irgendwo vor dem fünften oder sechsten Wagen vor uns ist ein Torweg, der freigeblieben ist. Kein einziger Wagen ist abgeschlossen. Man löst also beim ersten Wagen die Bremsen und schiebt ihn bis zum Torweg, dann den zweiten, dritten, vierten und fünften hinterher und hat nun selber genügend Platz, um aus der Reihe herauszuscheren. Ver-

kehrdisziplin ist, wie man sieht, eine Frage der Höflichkeit und des Vertrauens zum anderen Fahrer.

Wir bummelten weiter, immer noch etwas befangen vom Strudel des Verkehrs. Da kracht es! Ein Mercedes war auf einen anderen, der in ein Tor einbiegen wollte, aufgefahren. Hände klatschen, Hallo, Begeisterung, die 100 Meter weit zu hören war. Die streunenden Gaffer vom Bürgersteig setzten über Kühler und zwischen den Wagen durch auf die Straße, erfreut, wieder etwas Neues und Interessantes zu sehen. Drei Minuten später war die ganze Gesellschaft dabei, den Mercedes, der sich mit seiner Stoßstange im anderen Wagen verfangen hatte, bereitwilligst mit der eigenen Körperkraft hochzuwuchten und aus dem Weg zu räumen.

Um 7.00 Uhr abends ist kein Feierabend in den Läden. Wir bummelten vorbei und jeder versuchte, uns seine Waren und Dienste aufzudrängen; Textilien, Früchte, Schuhe putzen und was es sonst sei. Auf die Pflege des Schuhwerks wird scheinbar großer Wert gelegt. Alle 50 oder 100 Meter finden wir einen Laden. Da sitzen sieben oder acht Gentlemen, ähnlich wie bei uns beim Barbier, und lassen sich die Schuhe wienern. Wir gucken unsere Quadratlaten an und finden, daß es eigentlich auch nötig wäre. Aber wir haben Hunger und finden nach langem Suchen das uns empfohlene Lokal. Es ist zwar 10.00 Uhr abends und wir schreiben den 3. November. Doch wir können ohne Rock und ohne Mantel draußen auf der Terrasse



unser Abendbrot verzehren. Die Speisekarte war ägyptisch französisch abgefaßt. So bekamen wir beinahe dasselbe, was wir uns gedacht hatten, als wir bestellten.

Am nächsten Morgen, pünktlich auf die Minute, meldete sich der Sekretär unseres neuen ägyptischen Bekannten mit seinem Wagen. Er fährt uns raus zu den Pyramiden. Wir hatten uns schon am Abend vorher den Nil angesehen.

Fortsetzung Seite 287

GRUNDSÄTZE DER

Urlaubsgewährung

Dieser Beitrag ergänzt die Ausführungen unter dem Titel „Leistung und Lohn“, welche in den Nummern 7 und 9 dieser Hefte erschienen sind.

1. Jeder Arbeitnehmer hat nach Maßgabe des Tarifvertrages, der Betriebsvereinbarungen und der Gesetze in jedem Urlaubsjahr Anspruch auf bezahlten Erholungsurlaub. Das Urlaubsjahr ist das Kalenderjahr (1. Januar bis 31. Dezember).
2. Der Urlaub soll der Erholung dienen und möglichst zusammenhängend genommen werden.
3. Der Arbeitnehmer darf während der Urlaubszeit keine dem Urlaubszweck widersprechende Erwerbsarbeit übernehmen. Eine Abgeltung des Urlaubsanspruchs ist nicht

zulässig. Bei einer fristlosen Entlassung entfällt der Urlaubsanspruch.

4. Die Festlegung des Urlaubs erfolgt im Einvernehmen mit den Betriebsleitern nach den Erfordernissen des Betriebes, wobei berechnete Wünsche des Arbeitnehmers nach Möglichkeit berücksichtigt werden sollen.
5. Der Urlaub beträgt für erwachsene Arbeitnehmer:
bis zum vollendeten 25. Lebensjahr = 12 Arbeitstage
bis zum vollendeten 30. Lebensjahr = 15 Arbeitstage
nach dem vollendeten 30. Lebensjahr = 18 Arbeitstage
6. **Urlaub der Jugendlichen.**

Jugendliche erhalten, wenn sie als Jugendliche länger als 3 Monate im Kalenderjahr ohne Unterbrechung im Betrieb tätig gewesen sind, 15 Tage Urlaub. Dieser Anspruch erhöht sich auf 18 Arbeitstage, wenn das Beschäftigungsverhältnis länger als 6 Monate gedauert hat, auch wenn inzwischen das 18. Lebensjahr vollendet wurde. Der Anspruch besteht nur einmal im Kalenderjahr.

Der Anspruch auf den erhöhten Urlaub der Jugendlichen setzt voraus, daß der Arbeitnehmer 3 Monate lang vor Vollendung des 18. Lebensjahres im Betrieb beschäftigt gewesen ist. Während des Bestehens eines Arbeitsverhältnisses wird die Wartezeit nicht unterbrochen.

7. **Urlaub der Schwerbeschädigten.**

Schwerbeschädigte, deren Erwerbsfähigkeit um 50 Proz. oder mehr beschränkt ist, erhalten einen zusätzlichen Urlaub von 6 Arbeitstagen.

8. Arbeitnehmer, die auf Veranlassung des Arbeitgebers mindestens die Hälfte ihres Urlaubes in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. März nehmen, erhalten einen Urlaubstag mehr.

9. Für die Berechnung der Urlaubsdauer nach Lebensalter ist der 1. Januar des Urlaubsjahres maßgebend.

10. In dem Kalenderjahr, in dem ein Arbeitnehmer neu oder wieder eingestellt wird, vermindert sich der Jahresurlaub für jeden vollen Kalendermonat, der vor dem Eintrittstag liegt, um ein Zwölftel. Für eine Beschäftigung bis zu 14 Kalendertagen besteht kein Urlaubsanspruch.

11. Dieser Anspruch kann bei Eintritt in der ersten Jahreshälfte nach 6monatiger Betriebszugehörigkeit, bei Eintritt in der zweiten Jahreshälfte nach dem 1. Dez. geltend gemacht werden.

12. In dem Kalenderjahr, in dem ein Arbeitnehmer ausscheidet, vermindert sich der jeweilige Jahresurlaub für jeden vollen Kalendermonat, der nach dem Tage des Ausscheidens liegt, um ein Zwölftel.

13. In den auf das Eintrittsjahr folgenden Kalenderjahren tritt diese Kürzung nicht ein, wenn das Arbeitsverhältnis durch Kündigung des Arbeitgebers nach dem 1. Mai beendet wird.

14. Erfolgen der Eintritt und der Austritt im gleichen Kalenderjahr, so besteht für jeden angefangenen Monat der Beschäftigung Anspruch auf ein Zwölftel des jeweiligen Jahresurlaubes.

15. Der Urlaubsanspruch erlischt 3 Monate nach Ablauf des Kalenderjahres, es sei denn, daß er erfolglos geltend gemacht wurde oder daß Urlaub aus betrieblichen Gründen nicht genommen werden konnte. Ein Urlaubsanspruch, der infolge Abwesenheit des Arbeitnehmers, z. B. wegen einer mehrmonatigen Erkrankung, nicht bis zum 31. März des darauffolgenden Jahres erfüllt worden ist, erlischt.

16. **Urlaubsvergütung.**

Für die Errechnung des Urlaubsentgeltes wird der Gesamtverdienst (ohne soziale Zulage) der letzten 3 Monate vor Urlaubsbeginn zugrundegelegt. Gesamtverdienst geteilt durch die Zahl der normalen Arbeitstage, ohne Sonntage, ergibt den Tagesdurchschnittsverdienst.

Beispiel:

Urlaubsdauer 18 Tage (Monat August)

		Normal-	Sonntags-	insges.
		schichten	schichten	Schicht.
Mai	550.50 DM	25	2	27
Juni	530.40 DM	26		26
Juli	540.80 DM	26	1	27
	1621.70 DM	77	3	80

es sind demnach

DM 1621.70 durch 77 Normalschichten zu teilen, woraus sich der Tagesdurchschnitt ergibt

= DM 21.06 mal 18 Tage

= DM 379.08 Gesamt-Urlaubsentgelt

Berichtigung:

In unserem letzten Bericht über „Leistung und Lohn“ Nr. 9/1953 S. 252 links unten muß es heißen:

... Jugendliche über 18 Jahre erhalten 95 Proz. (statt 90 Proz.).

Gedanken zur neuen

Selbstverwaltung

in der Betriebskrankenkasse

Fast so alt wie die Sozialversicherung selbst, sind die Forderungen nach deren „Neugestaltung“. Wenn es bis heute noch nicht zu einer grundlegenden Reform gekommen ist, so kann doch die Einführung der Selbstverwaltung in der Sozialversicherung durch das Gesetz vom 13. 8. 1952 als erfreulicher Teilerfolg vermerkt werden.

Das neue Gesetz gibt die Möglichkeit zu einer echten Selbstverwaltung auch für unsere Betriebskrankenkasse. (BKK.) Die Reform der Krankenkassen wird immer brennender. Die Patienten (Versicherten) sind nicht zufrieden, die Ärzte beschweren sich, die Kassen klagen. Nunmehr hat jeder, der unmittelbar mit der Sozialversicherung verbunden ist, die Möglichkeit, sich für die Durchführung von Verbesserungen einzusetzen. Um dies in der Praxis zu ermöglichen, ist es vornehmste Aufgabe der von der Belegschaft vertrauensvoll gewählten Organmitglieder, die Voraussetzung für ein selbstverantwortliches Handeln aller Beteiligten zu schaffen. Es mag manche Ungerechtigkeiten und Mängel in dem Vertragsdreieck Patient — Arzt — Kasse geben. Eine echte und gut funktionierende Selbstverwaltung ist der erste entscheidende Schritt zum Besseren. Nur so kommt es zu einem wohlausgewogenen Verhältnis aller Beteiligten.

Organmitglieder und Vertreterversammlung

In den Werkmitteilungen vom Oktober 1953, Seite 213, sind die Organmitglieder des Vorstandes und die Organmitglieder der Vertreterversammlung bekanntgegeben worden, deren Aufgabe es ist, die Interessen der Versicherten unserer BKK für die Werke Reisholz und Oberbilk zu wahren. Diese Organmitglieder wurden in der am 15. 5. 1953 veröffentlichten Wahlmitteilung durch den Wahlausschuß der BKK in die Vertreterversammlung berufen, nachdem nur der DGB eine Vorschlagsliste eingereicht hatte. Es wird interessieren, daß in der ersten Vertreterversammlung, die am 29. 9. 1953 stattfand, der Vorsitzende der Vertreterversammlung gewählt wurde. Im wechselseitigen Verhältnis wurde für das erste Jahr Direktor Uhlenbrock und für das zweite Jahr Johann Hartmann gewählt. Außerdem wurde der Vorstand gewählt. Dieser wiederum wählte zu seinem Vorsitzenden Direktor Best, und als dessen Stellvertreter Josef Möller. Nach Aufstellung und Genehmigung der Geschäftsordnung wurde Josef Büllesheim, der über 35 Jahre als Geschäftsführer in der BKK tätig ist, in dieser Stellung vom Vorstand bestätigt. Besondere Beachtung fanden die Worte von Direktor Best, daß Mittel und Wege gefunden werden müßten, um den Krankenstand zu senken, da die finanzielle Lage der Kasse äußerst angespannt sei.

Um der Vertreterversammlung geeignete Vorschläge über den Haushaltsplan für das Rechnungsjahr 1954 und eine Neufassung der Krankenordnung vorlegen zu können, fand am 10. 12. 1953 eine Vorstandssitzung statt.

Die Vertreterversammlung am 19. 1. 1954 hatte folgende Tagesordnung:

- Festsetzung des Voranschlages für das Rechnungsjahr 1954;
- Kassenbericht;
- Beschlußfassung über die neue Krankenordnung;
- Verschiedenes.

Nach eingehender Erläuterung des vom Vorstand aufgestellten Voranschlages durch Direktor Best, genehmigte die Vertreterversammlung diesen Voranschlag einstimmig. Anschließend gab Direktor Uhlenbrock bekannt, daß durch die Grippeepidemie von Anfang 1953 bis 30. 4. 1953 der Kasse ein Verlust von DM 74 430.— entstanden ist. Dieser Verlust konnte bis 31. 12. 1953 nicht ganz aufgeholt werden, so daß noch DM 15 000.— bis zum Ende des Geschäftsjahres ausgewiesen werden. Zur Neufassung der Krankenordnung, für die eine Mustersatzung des Betriebskrankenkassenverbandes zugrunde lag, beantragte die Vertreterversammlung verschiedene Änderungen, die zum Teil als Folgen des sozialen Fortschritts notwendig geworden sind. Nach Genehmigung durch die Aufsichtsbehörde erhält jedes Mitglied einen Auszug der neuen Krankenordnung.

Unter „Verschiedenes“ gab der Vorsitzende einen Bericht über das neue Gesetz zur Sozialgerichtsbarkeit vom 3. 9. 1953. In den Ausführungen dieses Gesetzes ist der Vertreterversammlung die Aufgabe gestellt worden, eine



„Wieder eine Viertelstunde gewonnen –“

Zwei Chinesen standen einmal auf der Plattform eines Straßenbahnwagens und sahen sich gelassen das europäische Großstadttreiben an. Da sprangen zwei Männer in einer Kurve in den Wagen. Keuchend sagte der eine zum andern: „Damit hätten wir wieder eine Viertelstunde gewonnen.“ Die Chinesen sahen einander bedeutsam an, und der eine flüsterte: „Was er in dieser Viertelstunde wohl anfangen wird?“ Und der andere: „Weiterhasten!“

Fragen wir uns selbst, wie vielen Menschen wir täglich begegnen, die noch gelassen und ohne Unrast ihren Weg gehen. Ist es nicht so, daß wir in ständigem Trab gehalten werden von Dingen, die wir oder andere in einer bestimmten Zeit erreichen „müssen“?

Wir sind so zeitgeizig geworden, daß wir nicht einmal mehr am Feierabend aus dem Getriebe herausfinden und zu uns selbst kommen, zu unserem eigenen Leben. Ärzte großer Krankenhäuser könnten uns einiges erzählen über Krankheiten, die ihre Ursache in nichts anderem haben als in der Unrast unserer Zeit. Wir tun so, als ob Tempo ein Wert an sich wäre. —

Aber was kann man tun, um aus dem Dreh herauszukommen? Mancherlei; vor allem recht „simple“ Dinge! Ein wenig spaziergehen und zwar ohne einen anderen „Zweck“, als um sich zu entspannen. Oder man greift zu einem Buch, um sich zu sammeln. Ein gutes Buch, mit Muße gelesen, ist beste „Schlechtwetter-Erholung“. —

Das alles geht darauf hinaus: Nimm dir Zeit und laß dir Zeit! Das macht ruhig und ausgeglichen. Und vermittelt die nötige Spannkraft für den Alltag und seine Forderung. Pdwtt.

Widerspruchsstelle als Vorverfahren bei der BKK einzurichten. Die Widerspruchsstelle übernimmt es, Streitigkeiten, die zwischen dem Versicherungsträger und dem Versicherten entstehen, vor Inanspruchnahme des Sozialgerichtes zu bearbeiten und dem Kläger einen Zwischenbescheid zu erteilen. Als Arbeitnehmervertreter wurde Direktor Uhlenbrock und als Arbeitnehmervertreter Jakob Statz für Reisholz und Willi Erkelenz für Oberbilk einstimmig von der Vertreterversammlung für die Widerspruchsstelle gewählt. Die Einrichtung einer Widerspruchsstelle gibt dem Versicherten die Gewißheit, daß seine Ansprüche von unabhängigen Stellen geprüft und gerecht beurteilt werden.

Die Betriebskrankenkasse als Verwaltungsstelle tritt für die Rechte und Pflichten jedes Vertragspartners ein und bemüht sich um eine vertrauensvolle Atmosphäre. Geschäftsführer und Angestellte der BKK wollen dem kranken Menschen in erster Linie den denkbar besten Krankenschutz laut Satzung und Gesetz geben. Andererseits müssen sie verhüten, daß weder das Mitglied noch der Arzt oder andere Vertragspartner in Versuchung geraten, möglichst viel aus dem Kassentopf herauszuholen. Die Leistungen, die die Krankenkasse gewährt, können normalerweise nicht den vollen Schaden des Betroffenen ersetzen. Gesetz und Satzung bemessen aber die Zuwendungen so, daß den Auswirkungen der Krankheit die größte Härte genommen wird. Die Krankheit verliert hierdurch zwar nicht den Charakter eines sozialen Unglücks, jedoch gibt die Krankenkasse dem Versicherten das beruhigende Gefühl — was besonders bei Familien wichtig ist — bei Krankheit, Geburt oder Tod nicht in Armut und Not zu geraten. Jeder von uns weiß: Für derartige Fälle kann man heutzutage keinen „Notgroschen“ bereithalten. In ausreichendem Maße müssen jedoch jederzeit Kassenleistungen zur Verfügung stehen, damit den Betroffenen die Möglichkeit gegeben wird, ihr gewohntes Leben wieder aufzunehmen.

Bei Inanspruchnahme der Kasse „sozial handeln“!

Voraussetzung ist also, daß jeder sozial denkt und handelt, damit die zur Verfügung stehenden Mittel zweckmäßig und wirtschaftlich verwendet werden können. Der Versicherte ist bestrebt, zwar nur den niedrigsten Beitragsatz zu zahlen, aber zur gegebenen Zeit die höchsten Leistungen zu empfangen. Betrachten wir hierzu einmal den Krankenstand unserer Kasse im abgelaufenen Jahr, so fällt auf, daß bei etwa 3000 Belegschaftsmitgliedern 2132 wegen Krankheit arbeitsunfähig waren. Demzufolge mußten von drei Belegschaftsmitgliedern zwei krank gewesen sein. Prozentual lag der Krankenstand stets bei 5–6 v. H., und er steigerte sich sogar mitunter bis zu 12 v. H. In den Vorjahren lag er jedoch nur bei 2–3 v. H. Die Steigerung trat ganz markant nach Erhöhung der Versicherungspflichtgrenze ab 1. 9. 1953 auf. Das wöchentliche Krankengeld stieg dadurch von DM 52.— auf 76.— DM. Erschreckend hoch ist auch 1953 die Zahl der Betriebsunfälle von etwa 460, die mit Arbeitsunfähigkeit verbunden waren.

Auf Grund dieser wenigen Hinweise und Zahlen wird sich schon jeder denken können, daß die Krankengeldzahlungen enorme Summen verschlungen haben müssen. Es soll und darf nicht verschwiegen werden, daß wir immer noch einige Mitglieder haben, die da glauben, unsere sozialen Einrichtungen seien für sie eine allgemeine Fürsorge. Sie gehen sogar noch weiter, indem sie während des Krankengeldbezuges nebenher andere Arbeiten verrichten. Mit ihrem augenblicklichen Eigennutz schädigen sie alle übrigen Versicherten. Ganz besonders schädigen sie die Schwerkranken, zu denen sie schon morgen zählen können. Demgegenüber steht der größte Teil unserer Versicherten — das sind insbesondere Männer mit langer Werkzeuggehörigkeit — die durch eine geordnete Lebensweise manchen Kranken-

schein sparen und durch die Macht des eigenen Willens sich selbst oft erfolgreich kurieren. In schwierigen Fällen bedarf es jedoch des Arztes, denn die Gesundheit ist nicht nur ein subjektiver Tatbestand, sondern auch ein objektiver. Mit einiger Berechtigung kann häufiger, als man gemeinhin annimmt, gesagt werden: Wir sind so gesund, wie wir sein wollen, und so krank, wie wir uns zu fühlen bereit sind!

Im Rahmen dieser Ausführungen erscheint es auch angebracht, etwas bei dem vertrauensärztlichen Dienst zu verweilen. Dieser ist einmal für das Vertrauen der Versicherten zur Kasse von Bedeutung, zum anderen für die Förderung eines echten Gemeinschaftsgedankens der Versicherten untereinander. Die Organmitglieder und die Angestellten der BKK wollen dabei helfen. Sie vertreten die Interessen aller Versicherten, indem sie verhindern, daß jemand ungerecht Vorteile für sich in Anspruch nimmt. In der Regel war es der BKK bis zum Jahre 1953 vergönnt, im Hinblick auf das Gemeinschaftsgefühl und den normalen Krankenstand, mit den Vorladungen zum Vertrauensarzt zurückhalten zu können, bis die Grippeepidemie und der anhaltende ungewöhnlich hohe Krankenstand zu anderen Maßnahmen zwang. Wir alle wissen, daß die Finanzlage der Kasse äußerst angespannt war und heute noch ist. Es müssen nun neue Wege gefunden werden, die die Kassenfinanzen wieder stabilisieren, damit dem Versicherten Maßnahmen erspart bleiben, die er mit Recht als unangebrachtes

Mißtrauen oder ungebührliche Bevormundung ansehen könnte.

Statistik weiß viel zu erzählen!

Im Laufe des Jahres 1953 wurden insgesamt 1862 Krankenberichte vom Vertrauensarzt angefordert. Von diesen Kranken wurden 938 sofort (zum Teil mit Schonung bis zu 4 Tagen) gesund und 919 Kranke weiterhin arbeitsunfähig vom Vertrauensarzt oder vorher durch den Hausarzt bettlägerig beurteilt. 5 Kranke sind der Aufforderung nicht nachgekommen. Die Maßnahme vertrauensärztlicher Dienst mag unangebrachtes Mißtrauen gegen den behandelnden Arzt oder gegen den Versicherten selbst sein; jedoch hier unser Ergebnis vom Jahre 1953:

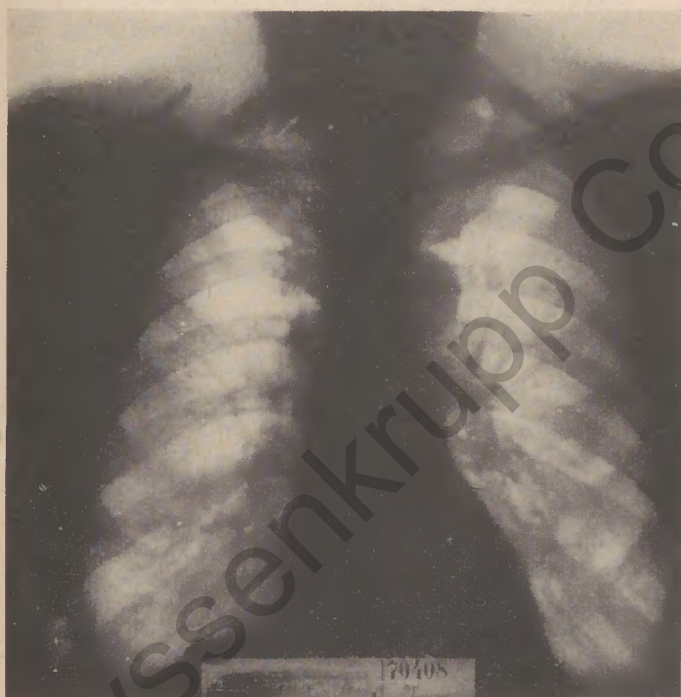
50,4 v. H. arbeitsfähig;

49,4 v. H. arbeitsunfähig.

Nur durch diese Reduzierung des Krankenstandes ist die Kasse im verflossenen Jahr vor einer Krise bewahrt geblieben, so daß Leistungen und Beiträge im alten Rahmen beibehalten werden konnten. Für das angelaufene Jahr wäre zu wünschen, daß die Versicherten vor einer Grippeepidemie bewahrt blieben und die vertrauensärztliche Nachuntersuchung für unsere Kasse allmählich hinfällig wird.

Bitte helfen Sie mit, unnötige Ausgaben zu ersparen, damit wir Ihnen und Ihren Angehörigen bei ernststen Krankheitsfällen aufs beste helfen können.

Bürger



Der Doktor freut sich!

Wie in jedem Jahr, so ist auch in diesem Januar ein Röntgenapparat im Werk erschienen, und jeder Werksangehörige wurde sehr höflich gebeten, sich der anberaumten Untersuchung zu stellen. Wohl manch einer mag sich gefragt haben, was ist eigentlich aus

dieser Untersuchung geworden und wieviele sogenannte positive Fälle können wir gewissermaßen negativ verbuchen?

Da jeder das Recht hat auf eine Erklärung zu derartig persönlichen Dingen, die eigentlich mit dem Werk wenig zu tun haben, wollen wir dem

vielfach vorgetragenen Wunsch Rechnung tragen und rein summarisch die Zahlenergebnisse sprechen lassen.

Gewiß ist es wahr, daß die Beteiligung in unserem Werk für die gesamte Eisen- und Stahlindustrie vorbildlich war, d. h., in jedem Jahr sind wir über 90 Proz. Beteiligung gekommen und die rund 7–10 Proz., welche nicht zur Untersuchung erschienen, setzen sich folgendermaßen zusammen:

1. Kranke, die im Bett lagen,
2. abwesende Urlauber und
3. solche, die wirklich nicht abkömmlich waren.

Ein ganz kleiner Rest lediglich weigerte sich aus völlig undurchsichtigen Gründen, an der Untersuchung teilzunehmen. Es ist wohl die Gruppe der ewig Unbelehrbaren, die aber erfreulicherweise von Jahr zu Jahr kleiner wird.

Nun zu den Zahlen:

Zur Nachuntersuchung wurden vorgeschlagen:

1949/50 insgesamt 53 Belegschaftsmitglied.
1950/51 insgesamt 51 Belegschaftsmitglied.
1951/52 insgesamt 31 Belegschaftsmitglied.
1952/53 insgesamt 55 Belegschaftsmitglied.
1953/54 insgesamt 27 Belegschaftsmitglied.

Darunter waren neu an Tbc. erkrankt:

im ersten Jahr	12 Belegschaftsmitglieder
im zweiten Jahr	6 Belegschaftsmitglieder
im dritten Jahr	1 Belegschaftsmitglied
im vierten Jahr	3 Belegschaftsmitglieder

Was sich in diesem Jahr herausstellen wird, steht noch nicht fest.

Nun gab es aber noch eine weitere Zahl von solchen Patienten, bei denen die Tbc., weil früh erkannt und behandelt, im wesentlichen abgeheilt war, und die Zahl derjenigen, die dank dieser Tatsache noch ständig in Überwachung der Gesundheitsämter stehen, ist weitaus größer, hier jedoch im wesentlichen nicht so interessant.

Eine weitere Gruppe von Patienten, die zur Nachuntersuchung vorgeschlagen wurde, weist irgendwelche Besonderheiten auf, wie beispielsweise Steinstaublunge, alte verkapselte Lungenprozesse (nicht tuberkulösen Charakters), äußerlich sichtbare Herzveränderungen, Lungensteckschüsse usw.

Man kann sehr gut erkennen, daß die Zahl der zur Nachuntersuchung vorgeschlagenen im wesentlichen nicht allzu sehr schwankt, wenn auch bei zwei Jahresergebnissen die Zahl unter 40 gelegen hat. Das spricht eigentlich

nur für die Aufmerksamkeit der Reihen-Röntgen-Bildstelle, die es nicht versäumt, auch immer wieder auf scheinbar längst bekannte Befunde hinzuweisen, um damit zu dokumentieren, daß eine wirkliche Überwachung stattfindet.

Wieviel günstiger sieht die Entwicklung bei der Zahl der als neuerkrankt festgestellten Tbc. aus. Von 12 Neuerkrankungen im ersten Jahr auf eine Neuerkrankung im dritten Jahr zu kommen, bedeutet unzweifelhaft ein sehr positives Ergebnis.

Glücklicherweise wurde bei uns noch kein Lungenkrebs gefunden, und wir wollen hoffen, daß der Fall auch niemals eintreten wird.

Das Ziel soll sein, die Bereitwilligkeit der Belegschaft zur Untersuchung auch in den kommenden Jahren wie bisher zu erhalten, denn die Möglichkeit einer Neuerkrankung ist leider unverändert weiter gegeben. Freuen wir

uns, wenn es gelingt, daß die Zahl der neuen Fälle bei einem derart geringen Prozentsatz bleibt. Damit wäre der Zweck der Reihen-Röntgen-Untersuchung erreicht, welche zwar eine Massenuntersuchung ist, aber doch dem Einzelnen zugute kommt.

Dr. R.

Rauchen und Lungenkrebs

Mäßigkeit im Tabakgenuß empfiehlt der amerikanische Arzt E. L. Wynder seinen Landsleuten als Vorbeugung gegen den Lungenkrebs. In einem in den „Medizinischen Nachrichten aus den Vereinigten Staaten“ veröffentlichten Bericht stellt der Arzt fest, daß fast 85 Prozent der an Lungenkrebs erkrankten männlichen Patienten in einer amerikanischen Klinik seit 30 Jahren oder länger geraucht hatten. Nur 1,1 Prozent der an Lungenkrebs Erkrankten waren Nichtraucher.

(Aus: Pressedienst des Deutschen Gesundheits-Museums, Köln.)

„Die betrübliche Rechnung“

Ein Bündel Blätter liegt auf meinem Tisch — eine ganze Weile schon. Es kam mit dem Auftrag zur Verwertung seines Inhalts in den Werkmitteilungen. Seitdem ging Weihnachten darüber hin, der Jahreswechsel, der Januar.

Wie sehr wir mit den Dingen um uns leben, obwohl sie nicht von Fleisch und Blut sind! Das Bündel mahnt mich, ohne daß ein Wort fällt, und als Antwort wandern meine Gedanken zu ihm hin.

Im Hofe eines Kunstschmiedes sah ich einmal einen Haufen Eisen liegen. Unansehnlich und durch nichts verheißend, was daraus in der Hand des Meisters werden kann. Ähnlich scheint es mir mit diesem Bündel. In eine Schicksalsgemeinschaft mit den Schriftstellern fühle ich mich gedrängt (obwohl ich keiner bin), die darauf hoffen, daß ein Verleger endlich ihre Werke liest und der erste Schritt auf den Stufen zu späterem Ruhm getan sei. An die Leser dieser Werkzeitung denke ich, die umblättern würden, wenn ich jetzt sage, um was es geht.

Längst habe ich es aufgegeben, meinen Kindern gute Ratschläge zu erteilen in der Annahme, sie könnten befolgt werden. Ich hoffe nur noch, daß sie später einmal sagen: Vater hatte recht. Scheinbar ist es nun einmal so; man kann der folgenden Generation seine eigenen Erfahrungen nicht mit auf den Weg geben, alles will selbst erlebt und erfahren sein. Doch bis dahin hatte ich geglaubt, der Zustand wäre an ein bestimmtes Lebensalter gebunden, um dann der besseren Einsicht Platz zu machen. Das Bündel, dessen Inhalt für erwachsene Leute bestimmt ist, nimmt mir diesen Glauben. Seine Seiten sind gefüllt mit Ratschlägen und Erfahrungen, und die sie schrieben kümmert es, daß man ihnen nicht folgen will. Derselbe Zustand scheint in den

verschiedenen Lebensaltern nur verschiedene Namen zu haben. Was bei den Kindern entwicklungsbedingt, jugendlicher Unverstand oder manchmal Ungehorsam ist, muß bei den Erwachsenen wohl Leichtsinn, Bequemlichkeit, Beserwisserei oder vielleicht Geistesabwesenheit genannt werden. Wie sollte man sich erklären, daß immer wieder Unfälle vorkommen, die ganz zweifelsfrei auf die Nichtbeachtung von Vorschriften zurückgehen, die zur Verhütung solcher Schäden erdacht wurden.

Wie viele Leser werden in diesem Augenblick enttäuscht mit einem Seufzer umblättern: „Ach so, um Unfallschutz handelt es sich!“

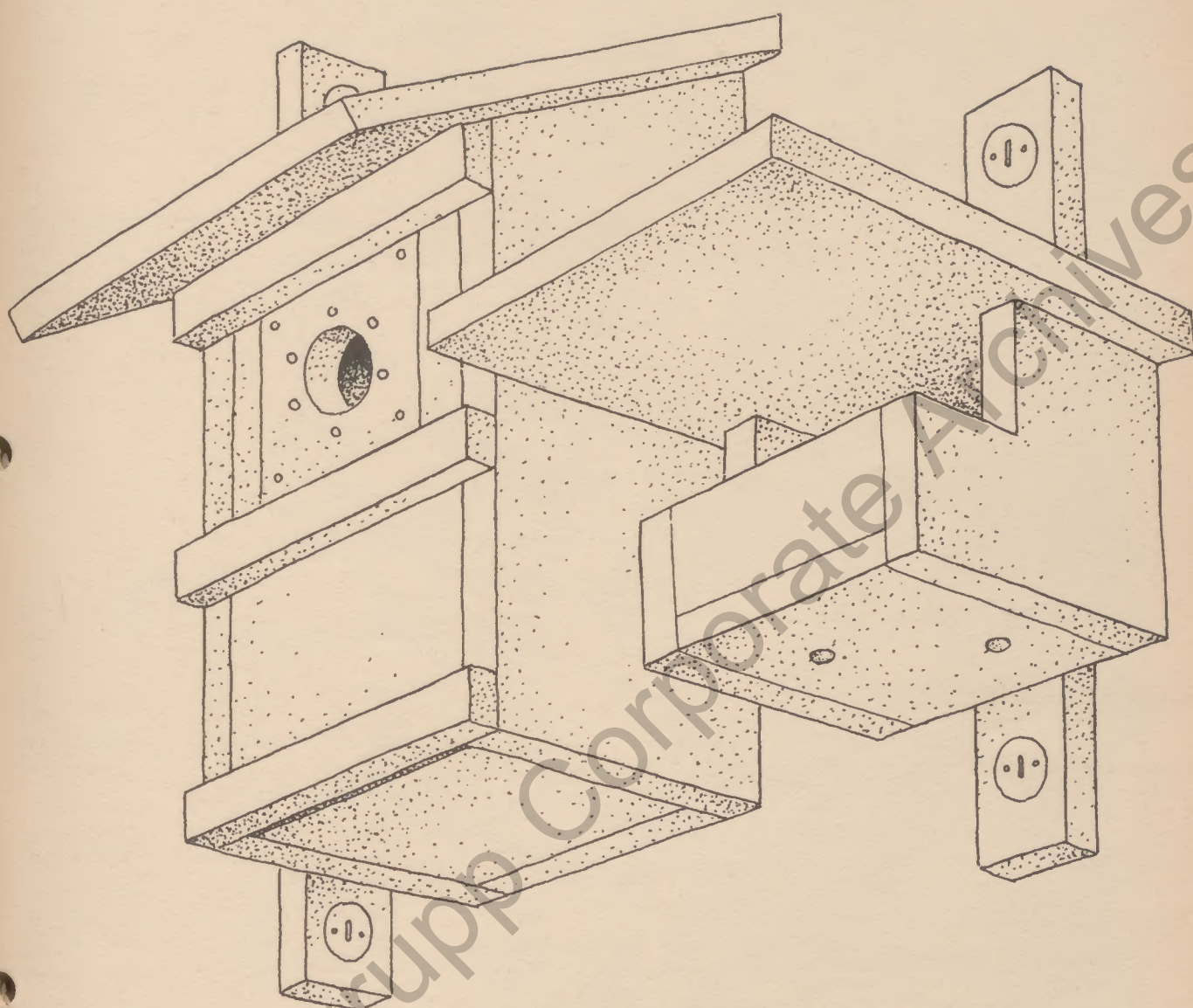
Dieses Mal handelt es sich um Geld — leider um Geld, weil ich meine, daß Gesundheit damit nicht aufgewogen werden könnte. Vielleicht aber ist „Geld“ auch im Unfallschutz ein zeitgemäßes Stichwort. Was man hier verdienen kann, das soll für die Folge in den Werkmitteilungen unter dem Titel: „Die betrübliche Rechnung“ gebracht werden. Den Anfang macht Heft 11. Bis dahin: Augen auf! Sie werden sehen, Unfälle verhüten ist immer eine Rechnung, bei der was für Sie rauskommt.

Medebach

Wichtiges mit wenig Worten!

Am 8. Februar 1954 wurde Direktor Uhlenbrock von der Industrie- und Handelskammer in Düsseldorf zum Mitglied der Vollversammlung bestellt.

Zum Handlungsbevollmächtigten ernannt wurde Hubert Kann, Grundstücksverwaltung, mit Wirkung vom 1. Februar 1954.

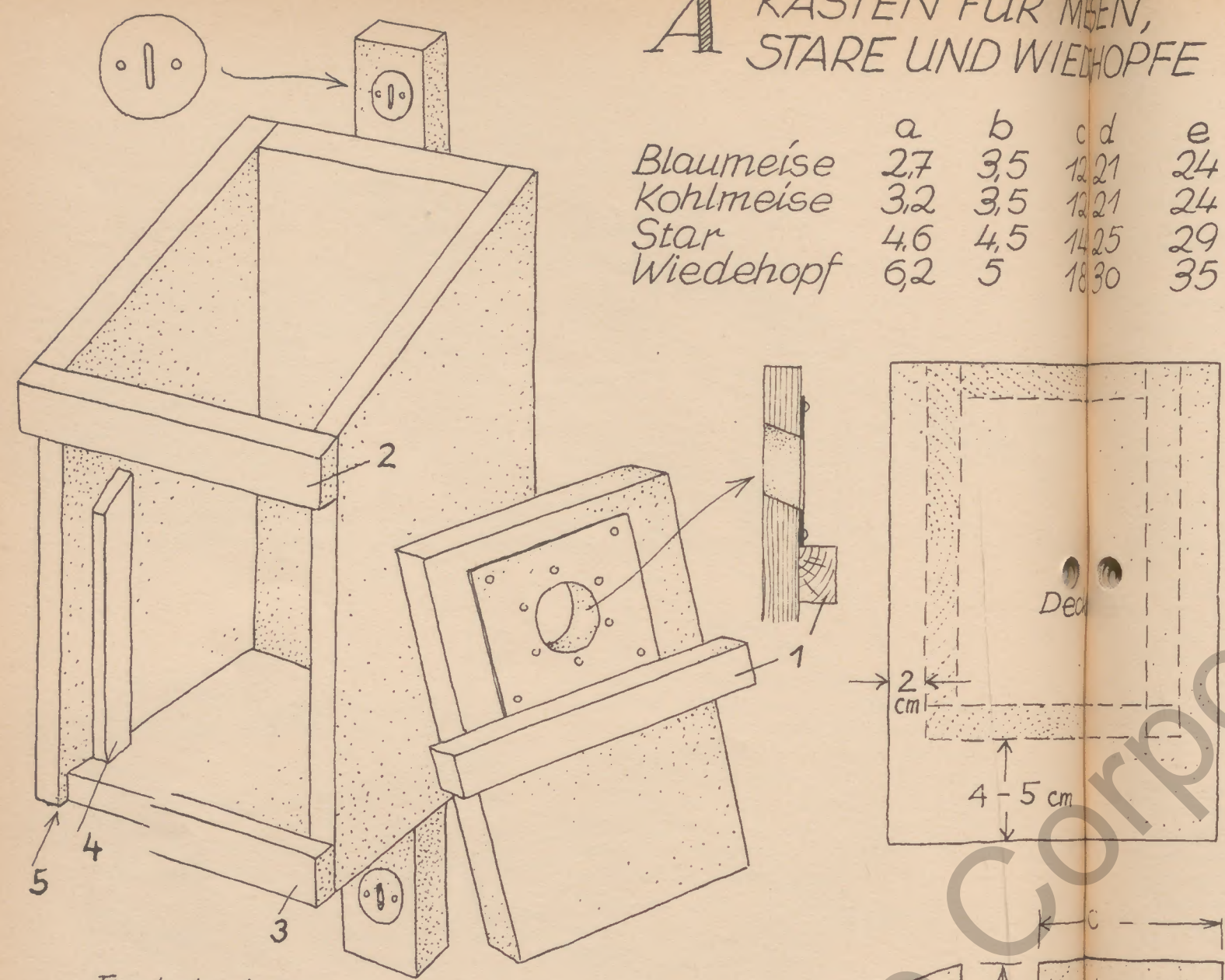


NISTKÄSTEN

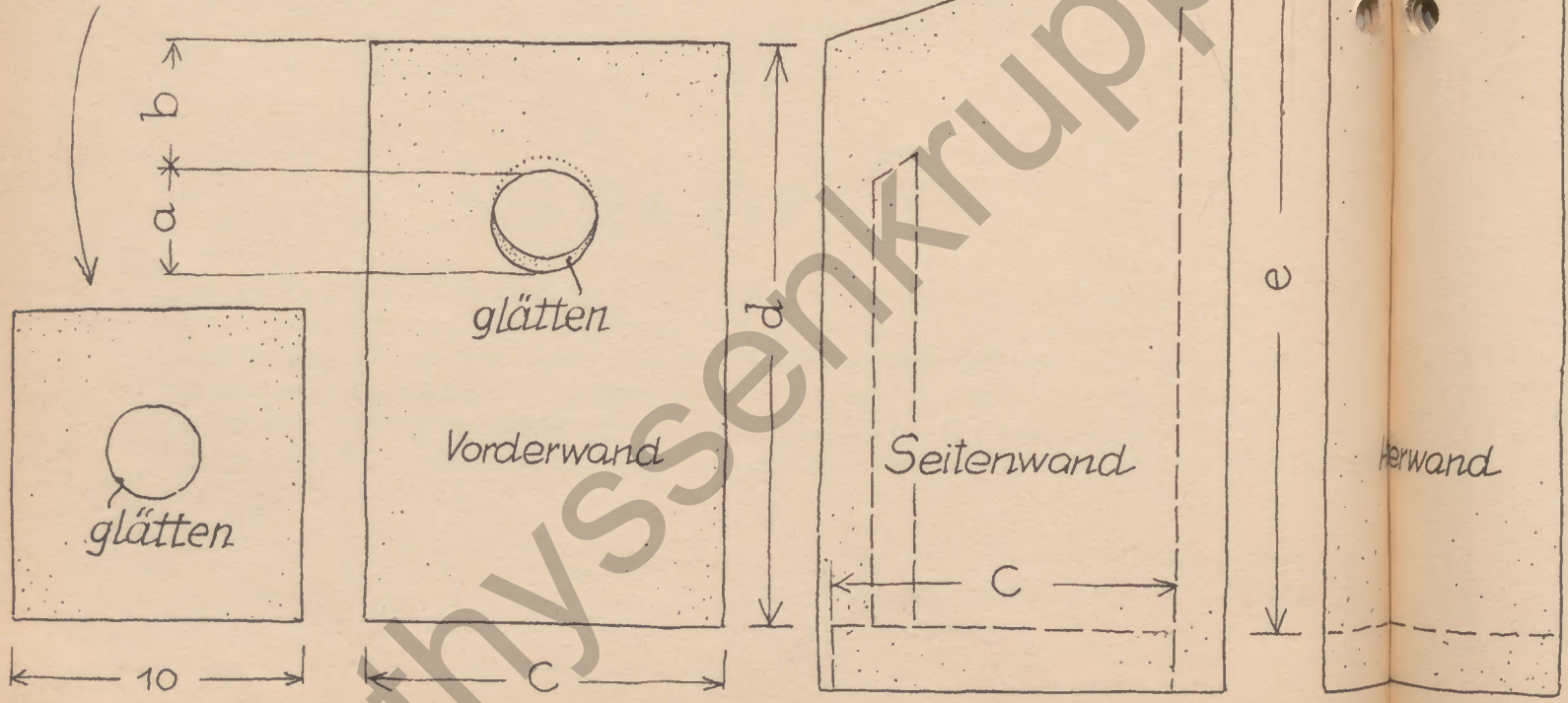
Vogelschutz ist heute dringlicher als je zuvor, denn durch die Entwaldung Deutschlands und die starke Verminderung des übrigen Baumbestandes wurde vielen Vögeln die Nistgelegenheit genommen. Hohle Bäume, in denen sie vornehmlich nisten, sind kaum noch vorhanden. Darum ist zum Schutz und zur Erhaltung der deutschen Vogelwelt das Anbringen von Nistkästen ein dringendes Gebot. Solche Kästen kann jeder selbst herstellen; dieser Werkbogen gibt wichtige Hinweise und Anleitungen dazu.

A KASTEN FÜR MEISEN, STARE UND WIEDHOPFE

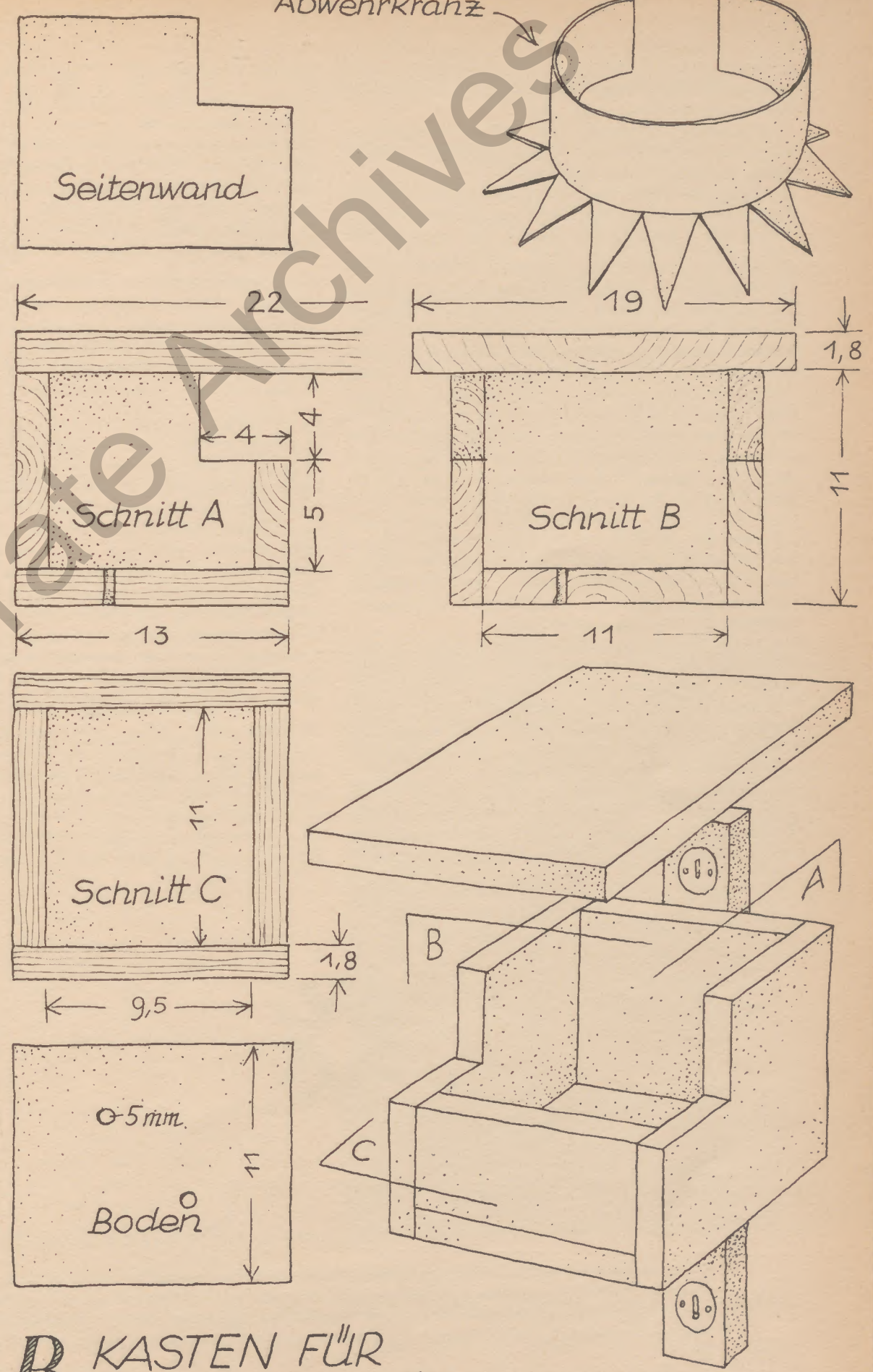
	a	b	c	d	e
Blaumeise	2,7	3,5	12	21	24
Kohlmeise	3,2	3,5	12	21	24
Star	4,6	4,5	14	25	29
Wiedehopf	6,2	5	18	30	35



Fluglochschutz
aus rostfreiem Blech



Abwehrkranz



B KASTEN FÜR FLIEGENSCHNÄPPER, ROTSCHWÄNZE UND BACHSTELZEN

DER WERKSTOFF. Der Nistkasten soll aus gesunden, gut trockenen, mindestens 18 mm dicken Brettern gefertigt werden. Besonders geeignet ist das Holz der Lärche oder der Roterle; doch genügen auch Fichte, Kiefer und Pappel. Dagegen scheiden Weißtanne und Weide als nicht geeignet aus.

Zur Bedachung ist Eichenholz sehr brauchbar. Wenn Weidholz dafür genommen wird, muß es mit teerfreier Dachpappe überzogen werden, um wetterbeständig zu bleiben.

Der Fluglochschutz soll aus nichtrostendem Blech von $\frac{1}{2}$ mm Stärke bestehen und mindestens 10x10 cm groß sein. Geeignet ist Zink- oder auch Aluminiumblech, das sich leicht bearbeiten läßt.

WICHTIGE HINWEISE FÜR DEN BAU. Die Bretter müssen auf der Innenseite unbehobelt bleiben, damit die jungen Vögel beim Ausfliegen einen guten Halt an der rauhen Fläche haben. Beim Verbinden der Bretter ist darauf zu achten, daß die hohlwerdende Brettseite – das ist die linke, dem Kern abgewandte Seite – nach innen kommt (siehe die Schnittzeichnungen I und II). Um das Sprengen des Holzes zu verhindern, wird die Nagelspitze mit einem Hammerschlag stumpf geschlagen. Der Nistkasten soll außen mit Karbolium angestrichen oder sonst dauerhaft imprägniert sein. Das Flugloch wird schräg nach oben gebohrt oder mit der Laubsäge schräg ausgesägt. Durch die Neigung nach vorne wird das Hineinfließen von Regenwasser vermieden. Die Ränder dürfen nicht rau sein und werden deshalb mit der Feile oder mit Sandpapier geglättet. Der Fluglochschutz ist nur erforderlich, wenn in der Nähe Spechte sind, da sie das Loch leicht erweitern könnten. Verfehlt ist das Anbringen von Sitzstangen unter dem Flugloch; dadurch wird dem Raubzeug nur das Herausholen der Jungen erleichtert! Dies muß aber vermieden werden.

Die Bedachung der Nistkästen soll seitlich und vorne überstehen; günstige Maße siehe Zeichnung I. Ist das Überziehen des Deckels mit Dachpappe nötig, so wird diese mit breitköpfigen Pappnägeln angenagelt oder auch aufgeklebt.

Der Boden des Kastens, der im allgemeinen von den Seitenbrettern umschlossen sein soll, erhält mindestens zwei Ablauflöcher von je 5 mm Durchmesser oder eine Ablaufspalte.

Die Aufhängeleiste darf nicht zu schwach sein und muß aus festem Holz bestehen. Sie wird an der Rückwand oder an einer Seitenwand angebracht. Die an den Enden auf die Nagellocher geschraubten Metallösen werden mit einer Metall-Laubsäge aus-

gesägt oder gebohrt und durch Feilen mit einem Schlitz versehen. Sie verhindern, daß beim Wachsen des Baumes, an dem der Kasten hängt, der Nagel durch die Leisten hindurchgezogen wird.

KÄSTEN FÜR MEISEN, STARE UND WIEDEHOPFE. Aus der Zeichnung A ist die Bauweise für Höhlenbrüter ersichtlich. Die Vorderwand ist herausnehmbar, damit der Kasten leicht gereinigt werden kann. Sie wird durch das Querbrett 1 verstärkt. Die Querleisten 2 und 3 sowie die beiden Anschlagleisten 4 geben der Vorderwand einen festen Halt im Kasten.

Die Ablaufspalte entsteht dadurch, daß das Bodenbrett nicht ganz bis an die Querleiste 3 herangezogen wird (siehe bei 51).

KÄSTEN FÜR FLIEGENSCHNÄPPER, ROTSCHWÄNZE UND BACHSTELZEN. Der halb offene Kasten für Nischenbrüter ist leicht anzufertigen. Die Maserung des Holzes läuft in diesem Falle waagrecht. Die Maße sind aus der Zeichnung B abzulesen. Das weit vorspringende Dach hat sich als sehr vorteilhaft erwiesen: Die Vögel nehmen diese Bauart viel lieber an.

DAS ANBRINGEN DER NISTKÄSTEN. Die Kästen werden im Frühjahr rechtzeitig möglichst nach Osten oder Süden aufgehängt. Um die Brut gegen Nesträuber zu schützen, wird unter dem Kasten ein Abwehrkranz um den Baumstamm gelegt. Die oben rechts gezeigte Form kann man mit der Blechschere aus einer alten Konservendose leicht und rasch herstellen.

Kästen für Meisen sollen nicht zu hoch angebracht werden. An Wald-, Obst- und Straßenbäumen genügt eine Höhe von 3–4, in geschützten Gärten sogar eine von 2–3 Metern. Da der Star Gesselligkeit liebt, können an Gebäuden oder Bäumen mehrere Kästen nebeneinander aufgehängt sein.

Hausrotschwänze und Fliegenschneider bevorzugen die Halbhöhlen dicht unter dem Dach an Wohnhäusern und Stallgebäuden, während die Bachstelze am liebsten am Giebel brütet.

SEHR WICHTIG! Anfang Herbst werden alle Nistkästen regelmäßig gereinigt. Zur Bekämpfung der wachsenden Sperlingsplage müssen die Kästen möglichst am 20. Mai, 20. Juni und 20. Juli nachgesehen und etwaige Bruten von Haus- oder Feldspatz entfernt werden. Noch jugendliche Helfer sind dabei gut zu überwachen, denn bei den Meisen und anderen geschützten Vögeln ist größte Vorsicht notwendig, um sie bei ihrem Brutgeschäft nicht zu stören!



Ausgearbeitet mit der Staatlichen Vogelschutzwarte und dem Bund für Vogelschutz

Die Werkgemeinde ist ein freier Zusammenschluß, sie will das handwerkliche Tun beleben, die schöpferischen Kräfte im Menschen wecken und zugleich nützliche Dinge durch eigenes Zupacken schaffen helfen. Ihre Arbeitsgebiete sind: Haus, Wohnung, Hausrat, Kleidung und Gewebe, Kunsthandwerk, Spielzeug, Garten- und Küchenpflege, Musikpflege. Ihre Mittel sind: Veröffentlichungen, Lehrgänge, Ausstellungen und dergleichen. Bärenreiter-Druck Kassel

DER GEWERBLICHE RECHTSSCHUTZ

Der Gedanke des geistigen Eigentums tauchte mit der Erfindung der Buchdrucktechnik auf in Gestalt von Sonderrechten (Alleinrecht), die den Buchverlegern und den Buchhändlern vom Landesfürsten bewilligt wurden, so zuerst in der alten Republik Venedig. Deutschland erteilte im Anfang des 19. Jahrhunderts in einzelnen Staaten Erfindungspatente; das erste gesamtdeutsche Urheberrecht war vom 11. Juli 1870.

Die Verfassung des Deutschen Reiches von 1871 sah bereits einen Schutz des Erfinders einheitlich für das gesamte Reich vor. Erst nach langen Kämpfen wurde das erste deutsche Patentgesetz vom 25. Mai 1877 erlassen, das in seiner verbesserten Fassung vom 7. April 1891 lange Zeit in Kraft war, bis es nach manchen Ergänzungen durch das heute noch geltende Patentgesetz vom 5. Mai 1936 ersetzt wurde. Die wesentlichen Bestimmungen dieses Gesetzes sind auch in der nunmehr vorliegenden Neufassung vom Jahre 1949 verblieben.

§ 1 des Gesetzes lautet:

1. „Patente werden erteilt für neue Erfindungen, die eine gewerbliche Verwertung gestatten;
2. Ausgenommen sind:
 1. Erfindungen, deren Verwertung den Gesetzen oder guten Sitten zuwiderlaufen würde;
 2. Erfindungen von Nahrungs-, Genuß- und Arzneimitteln sowie von Stoffen, die auf chemischem Wege hergestellt werden, soweit die Erfindungen nicht ein bestimmtes Verfahren zur Herstellung der Gegenstände betreffen.“

Das Patentamt fordert eine gewisse Erfindungshöhe und eine vom Gesetz umrissene Neuheit dahingehend, daß die Erfindung nicht in einer öffentlichen Druckschrift aus den letzten 100 Jahren beschrieben oder im Inland so offenkundig vorbenutzt sein darf, daß danach durch andere Sachverständige eine Benutzung der Erfindung möglich erscheint. Gegenüber dem Anmelder oder Erfinder besteht dagegen kein Grund zur Patentverweigerung, wenn derselbe bis maximal 6 Monate vor seiner Anmeldung seine Erfindung beschrieben oder benutzt hat.

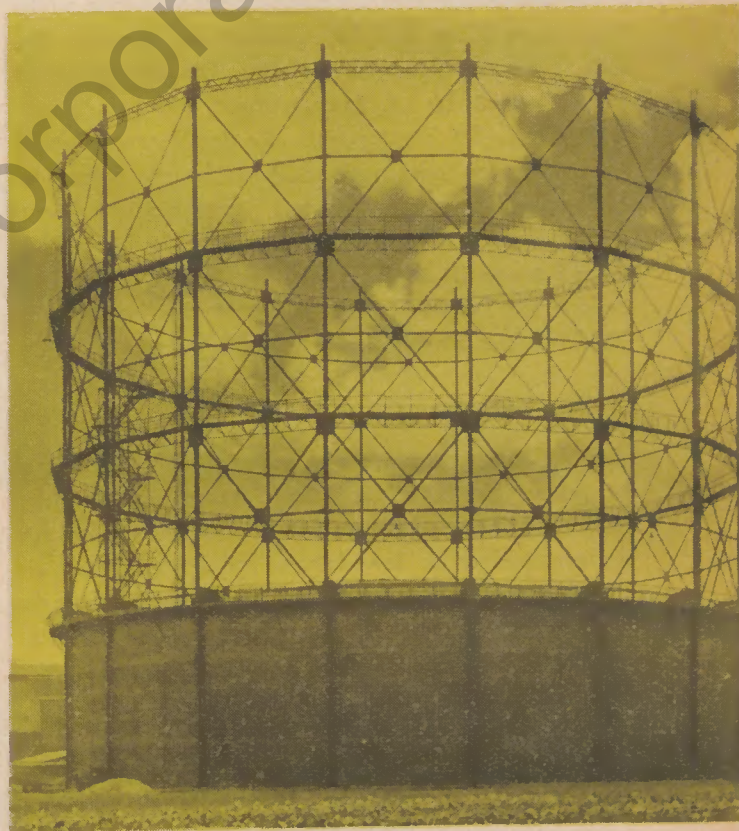
Die Anmeldung eines Patentes geschieht schriftlich beim Patentamt und steht jedermann frei. Der Erfinder hat grundsätzlich das Recht auf das Patent und wird in der Patentschrift als der Erfinder genannt. Mit der Anmeldung beim Patentamt ist eine Anmeldegebühr von DM 30.— zu zahlen. Das Amt nimmt dann eine Prüfung auf Patentfähigkeit und Neuheit vor und gibt dem Anmelder einen Prüfungsbescheid, zu dem er sich äußern kann. Gegen einen patentversagenden Beschluß ist das Rechtsmittel der Beschwerde zulässig. Genügt die Anmeldung den vorgeschriebenen Anforderungen, so erfolgt die öffentliche Bekanntmachung im Patentblatt, und damit tritt der einstweilige Schutz der Erfindung ein. Die Anmeldung wird vom Tage der Bekanntmachung ab vier Monate lang in der Auslegehalle des Deutschen Patentamtes ausgelegt und kann von jedermann eingesehen werden. Innerhalb dieser Zeit kann Einspruch

gegen die Erteilung eines Patentes erhoben werden. Das Patentamt entscheidet über den Einspruch, gegebenenfalls in zwei Instanzen (Prüfungsstelle und Beschwerdesenat). Mit der Erteilung geschieht die Eintragung in die Patentrolle und die Ausfertigung der Urkunde mit gedruckter Patentschrift. Die Bekanntmachung über die Erteilung des Patentes erfolgt ebenfalls im Patentblatt.

Das Patent hat die Wirkung, daß allein der Patentinhaber befugt ist, gewerbsmäßig den Gegenstand der Erfindung herzustellen, in Verkehr zu bringen, feilzuhalten oder zu gebrauchen.

Der Patentinhaber kann auch die Verwertung des Patentes anderen übertragen durch Verkauf des Patentes oder in Vergebung von Lizenzen.

Das erteilte Patent kann im Nichtigkeitsverfahren bis 5 Jahre nach seiner Erteilung angegriffen und ganz oder teilweise vernichtet werden, wenn der Kläger nachweist, daß es zu Unrecht erteilt wurde oder daß es einem Dritten



ENERGIEVERSORGUNG IN REISHOLZ ERWEITERT

Durch die ständig steigende Besiedlung des südlichen Stadtteiles wird auch der Gasverbrauch größer. Unsere Stadtväter sind einsichtsvoll genug, dem erhöhten Bedarf Rechnung zu tragen. Dies beweist der neu erstellte Gasometer auf der Gemarkung Hospitalstraße und Kappelerhof.

unberechtigt entnommen war oder daß die Erfindung Gegenstand eines früheren Patenten ist. Die Klage geht in erster Instanz an das Patentamt und mit Berufung in zweiter Instanz an das Bundesgericht in Karlsruhe.

Vorsätzliche oder fahrlässige Verletzung eines Patenten ist strafbar und verpflichtet den Verletzer zur Unterlassung und zum Schadenersatz; vorsätzliche Verletzung kann mit Gefängnis bestraft werden. Klagen über Patentverletzungen und sonstige Patentstreitigkeiten sind als Zivilklagen bei einem hierfür zuständigen Landgericht, z. B. in Düsseldorf, anhängig zu machen.

Von wesentlicher Bedeutung ist es, daß über den Geltungsbereich eines Patenten und über die Abhängigkeit einer Erfindung von einem erteilten Patent nicht das Patentamt, sondern allein die ordentlichen Gerichte zu entscheiden haben. Das Patentamt prüft nicht, ob der Gegenstand einer Anmeldung von einem älteren Patent abhängig ist, d. h. in seinen Geltungsbereich eingreift. Ein erteiltes Patent ist daher kein Freibrief für eine Benutzung seitens des Inhabers; dieser ist verpflichtet, sorgfältig oder durch einen Sachverständigen zu prüfen, ob eine solche Abhängigkeit vorliegt.

Für jedes Patent sind jährlich steigende Gebühren an das Amt zu entrichten, und das Patent erlischt, wenn die Gebühr nicht rechtzeitig gezahlt wird. Die Jahresgebühren steigen vom 3. bis 18. Patentjahr von DM 36.— bis auf DM 1200.—. Für Zusatzpatente, die dem Patentsucher für Verbesserungen oder weitere Ausbildungen seiner Erfindung erteilt werden können, ist nur die Bekanntmachungsgebühr (DM 36.—) zu entrichten. Die Längstdauer eines Patenten ist 18 Jahre, gerechnet vom Tage der Anmeldung ab. Das Zusatzpatent endet mit dem Hauptpatent. Wird letzteres für nichtig erklärt oder verzichtet der Inhaber darauf, so wird das Zusatzpatent zum selbständigen Patent, für das dann Gebühren zu entrichten sind.

Nach dem sogenannten internationalen Unionsvertrag beginnt mit der Anmeldung eines Patenten eine einjährige Prioritätsfrist, innerhalb welcher der Anmelder oder sein Rechtsnachfolger in irgendeinem der Unionsstaaten ein Patent anmelden kann, ohne daß ihm ein anderer mit der gleichen Erfindung zuvorkommen kann und ohne daß eine Veröffentlichung der Erfindung neuheitsschädlich ist.

Die Zahl der beim Patentamt in München eingereichten Patentanmeldungen beträgt zurzeit etwa 60000 bis 80000 jährlich, wovon etwa 20 Proz. zum Patent führen.

Die praktische Patentdauer beträgt meist nur 3 bis 4 Jahre, ein kleiner Teil wird 8 bis 10 Jahre und nur wenige werden 18 Jahre aufrechterhalten.

Jedenfalls ist mit Recht zu sagen: Erfinden tut not und lohnt sich, es fördert die Technik und stützt den Innen- und Außenhandel.

Die nächste Nummer der Werkmitteilungen wird einen Beitrag über die Arbeitnehmererfindung bringen.

Patentabteilung

UNSERE JUBILÄE

40 jähriges Jubiläum



Friedrich Loerges

Prokurist
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 1. 1. 14



Adolf Löffelsend
Kranfahrer
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 25. 3. 24



Heinrich Aretz
Ausg. Kontrolle
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 23. 6. 25



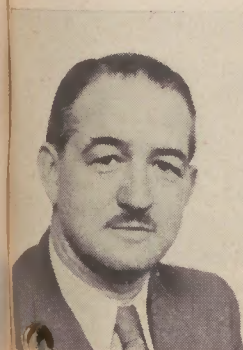
Theodor Gillmann
Vorarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 15. 7. 25



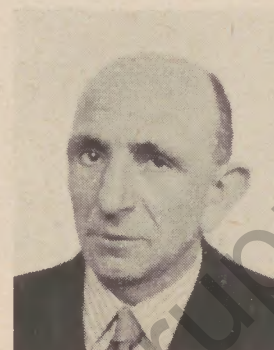
Johann Matheis
Betriebskalkulator
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 8. 4. 26



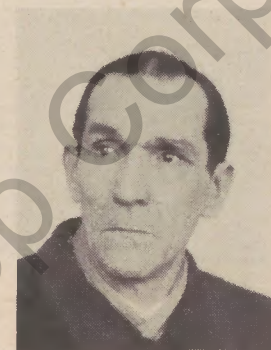
Hubert Weiser
Revisor
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 5. 1. 29



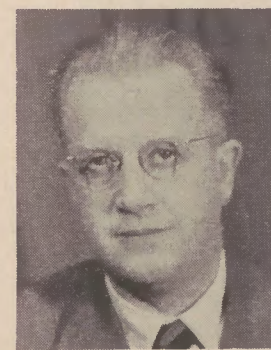
Hubert Kann
Kaufm. Angestellter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 10. 12. 28



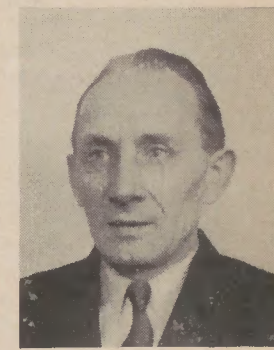
Josef Spickenagel
Scherenmann
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 4. 1. 29



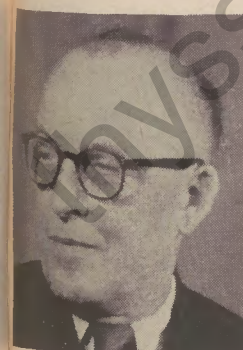
Karl Moog
Kranfahrer
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 5. 1. 29



Fritz Goedecke
Oberingenieur
Werk Oberbilk
Eintrittsdatum: 8. 1. 29



Bernhard Hüfing
Revisor
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 15. 1. 29



Karl Ecken
Werkstoffprüfer
Werk Oberbilk
Eintrittsdatum: 1. 2. 29



Emil Schellenberg
Bote
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 8. 2. 29



Gustav Koch
Vorarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 14. 2. 29



Heinrich Hergelink
Vorarbeiter
Werk Oberbilk
Eintrittsdatum: 14. 2. 29

Sein Bild können wir nicht bringen, weil er krank zu Bett liegt. Wir wünschen baldige Genesung

Friedrich Jakobs
Revisor
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 21. 7. 28



Die erste Fahrt in diesem Jahr
nach Flammersfeld

Hinaus in die Ferne...

Schon wieder einmal zieht der Frühling ins Land und damit beginnen auch die Überlegungen, wie in diesem Jahr der Urlaub gestaltet werden könne. Welche Möglichkeiten 1954 seitens des Werkes bestehen, wurde bereits zu Beginn des Jahres durch Aushang mitgeteilt.

Halten wir aber zuvor eine kleine Rückschau. Allen wird bekannt sein, daß 1953 Fahrten zum Schwarzwald, zum Sauerland, zur Eifel und sogar bis nach Italien durchgeführt wurden oder, daß wir in Flammersfeld ein Erholungsheim für die Kinder unserer Belegschaftsmitglieder haben. Viele haben Entspannung und Genesung, Mut und Kraft zu neuen Taten gefunden. Die wenigsten aber werden die Zahl der Glücklichen kennen, denen das Erholungswerk des Betriebes im vorigen Jahr zugute kam.

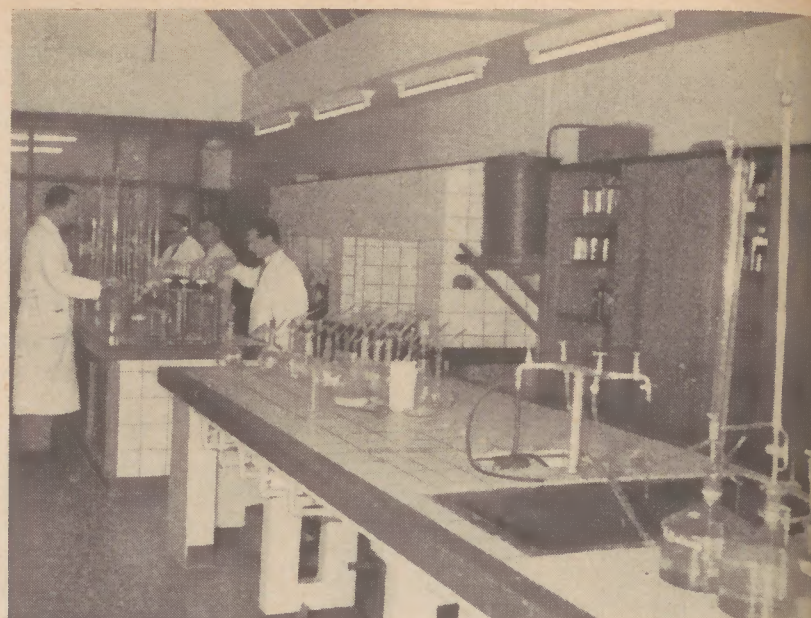
So nahmen insgesamt 791 Personen einschließlich der Kinder an einem Erholungsaufenthalt teil. Wenn wir diese Zahl aufgliedern, erhalten wir folgendes Bild:

- 489 Belegschaftsmitglieder
- 50 Jugendliche
- 252 Kinder (Kindererholungsheim)

Außerdem wurde 335 Familienangehörigen eine kostenlose Fahrt zum Schwarzwald und Sauerland ermöglicht.

Diese Zahlen, die schon sehr hoch sein mögen, lassen aber bei weitem nicht den viel größeren Wert erkennen, den das Erholungswerk für die Erhaltung von Gesundheit und Lebensfreude hat. Für die Gesundheit kann kein Opfer groß genug sein, ist sie doch durch kein irdisches Gut zu ersetzen. Daran mögen alle denken, die in diesem Jahr ihren Urlaub aus dem eigenen Geldbeutel finanzieren müssen. Aber auch hier sind wir gern bereit, auf Grund der gesammelten Erfahrungen, geeignete Vorschläge zu machen.

Mr.



Teilansicht chemisches Labor

Vor dem Pfortner Oberbilk wurde aufgeräumt



Wohnungsbauten

Velberter Straße 5

Velberter Straße 11



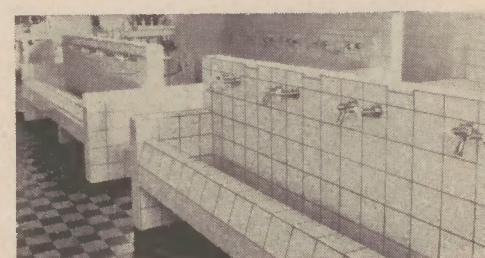
Die Bauhandwerker sind nicht müßig gewesen, wie man hier sehen kann, und man der Plan gewann Gestalt. Was es mit der „Dolomithalle“ auf

Rückblick auf 1953

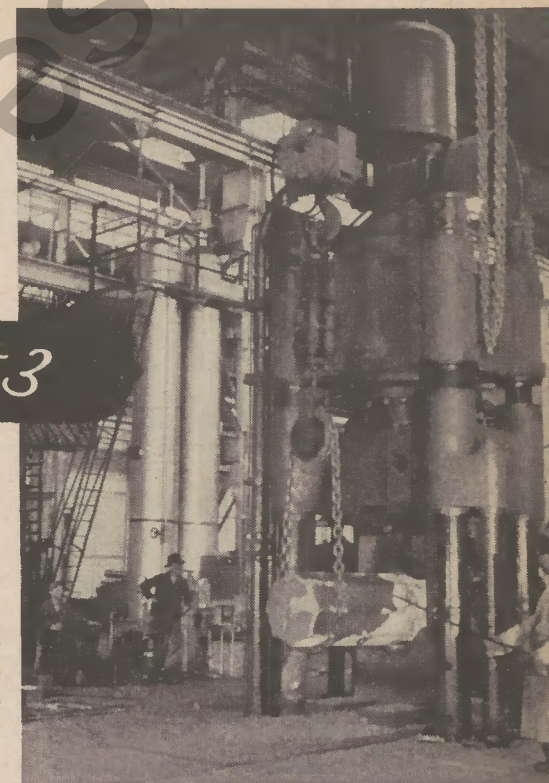
sich hat, müssen wir aber doch erklären. Dolomit braucht das Martinwerk zur feuerfesten Auskleidung der Ofenherde. Die Eigenschaft mancher Baustoffe, furchtbar zu stauben, hat Dolomit, das zum Gebrauch in einem Brechier zerkleinert wird, auch. Diesen Stoff jetzt fast automatisch aus einem Bunker abfüllen zu können, macht den Umgang mit dem Material um vieles erträglicher.



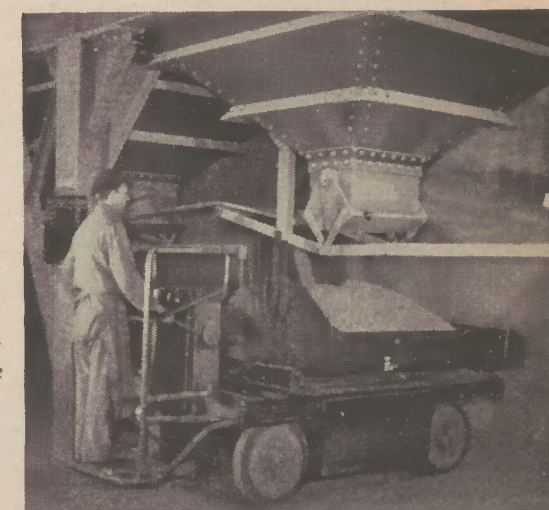
Waschraum RA 4



Waschraum RA 1



Neue
1000-t-Press
Oberbilk



Dolomit-
Halle

Kappeler Straße und Eichelstraße



Das Lochkartenverfahren

Einsatz										Auslösung									
Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück	Stück
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60
61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80
81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100

Jeder unserer Leser weiß oder kann es sich vorstellen, daß in unseren Fertigungsbetrieben Ingenieure und Techniker ständig bemüht sind, die letzten wissenschaftlichen Erkenntnisse und die neuesten Errungenschaften der Technik für unser Werk nutzbar zu machen. Es ist wohl auch allgemein bekannt, daß Verbesserungsvorschläge aus den Reihen unserer Belegschaft stets willkommen sind und mitunter sogar prämiert werden.

Nicht so bekannt dürfte es sein, daß auch unsere kaufmännische Verwaltung mit der ständig fortschreitenden Entwicklung mitgeht und daß — verglichen mit der unseren älteren Lesern noch gut erinnerlichen Zeit der Gründung unseres Werks — heute auch unsere kaufmännischen Büros ein ganz anderes Bild bieten. Die Zeit der altväterischen Stehpulte und der Schreiber mit der Gänsefeder hinterm Ohr, die Zeit der ehrwürdigen dicken Geschäftsbücher und der altmodischen Kopierpressen ist nun einmal vorbei. So wie wir in den Betrieben heute modernste Maschinen und neuzeitliche Fertigungsverfahren vorfinden, so stehen auch in den Büros moderne, praktische Büromöbel, überall klin-

liches Interesse für bürotechnische Neuerungen vorliegt, soll hier nur ganz allgemein über die Möglichkeiten und den Sinn des Lochkartenverfahrens gesprochen werden.

Aus diesem 1880 von dem Deutschamerikaner Dr. Herm. Hollerith für eine amerikanische Volkszählung erfundenen und seit 1912 in der amerikanischen Stahlindustrie eingeführten System hat sich inzwischen eine vollkommene Buchungs- und Abrechnungsmethode entwickelt, bei der die Lochkarte z. B. auch die Aufgabe hat, selbststreichende und Klartext schreibende Buchungsmaschinen zu steuern. Die Idee der Steuerung von Maschinen mit gelochten Karten ist seit 1808 bekannt, als der Franzose Jacquard die Bewegung der Kettfäden am Webstuhl auf diese Weise steuerte und so zum Vater des bekannten „Jacquard-Musters“ wurde. Wir alle kennen auch das Prinzip des Musikautomaten und des elektrischen Klaviers mit gestanzten Notenrollen. Nun, unsere kaufmännische Verwaltung hat gewiß nicht die Absicht, mit diesen Lochkarten in den Büros etwa Musikautomaten zu betreiben! Wohl wird aber jeder begreifen, daß ein so mechanisiertes Buchungs- und Abrechnungsverfahren einem modernen Großbetrieb — und das wollen wir doch sein — ungeheure Vorteile bietet. Ein Beweis dafür ist die Tatsache, daß sich dieses Verfahren auch in Deutschland schnell durchgesetzt hat und heute aus Großbetrieben, Ministerien, Behörden und insbesondere auch aus der Stahlindustrie nicht mehr wegzudenken ist. Ausschlaggebend ist dabei die Schnelligkeit und Genauigkeit der Arbeitsweise und die Möglichkeit, ein und dieselbe Belegkarte zu verschiedenen Zwecken mehrmals auszuwerten. Zu erwähnen ist auch der große Vorteil, daß der Mensch, der Büroangestellte, durch derartige schnell und fehlerlos arbeitende Hilfsmittel weitgehend von eintöniger, mechanischer Tätigkeit entlastet wird.

Da es zu weit führen würde, an dieser Stelle technische Einzelheiten und Beschreibungen der einzelnen Maschinentypen und ihres Zweckes anzuführen, sei nur erwähnt, daß beispielsweise eine Hollerith-Sortiermaschine in einer Stunde 39 000 Karten nach den jeweils gewünschten Begriffen fehlerfrei zu sortieren vermag! Bei den neuesten Maschinentypen sind übrigens große Leistungssteigerungen auch durch die Verwendung von Elektronenröhren erreicht worden.

Mit dem Lochkarten-Verfahren ist es also möglich, in ganz kurzer Zeit aus einem Stapel von beispielsweise Tausenden von Produktionskarten mühelos den Ausstoß eines gewissen Zeitraums, die Leistung einzelner Maschinen, Maschinengruppen oder ganzer Betriebe, ferner bestimmte Kosten wie Gas- und Stromverbrauch, Gewichte, Qualitätsmerkmale und ähnliches je nach Wunsch festzustellen, ohne lange sortieren und aufschreiben oder abschreiben zu müssen.

Es leuchtet ein, daß der verantwortliche Leiter damit ein ausgezeichnetes Hilfsmittel erhält, um Verluste durch Leer-



Locherinnen bei der Eisenwerke Gelsenkirchen A.G.

geln Telefone, rasseln Schreib-, Rechen- und Buchungsmaschinen, Fernschreiber usw. Das von dem scharfen Konkurrenzkampf diktierte schnellere Arbeitstempo hat eine Entwicklung und Modernisierung auch der kaufmännischen Verwaltungsarbeit ausgelöst, die noch längst nicht abgeschlossen ist.

Da in unserer Verwaltung z. Zt. beispielsweise Untersuchungen über die Möglichkeiten zur Einführung des Lochkartenverfahrens im Gange sind, wollen diese Zeilen in gedrängter, allgemeinverständlicher Form etwas über dieses Verfahren berichten. Inwieweit sich dieses Verfahren für unsere Zwecke eignet und auf welchen Verwaltungsgebieten es vielleicht eingeführt werden soll, kann heute noch nicht gesagt werden. Da jedoch ein verständ-

lauf, Fehldispositionen usw. schnell erkennen und sofort abstellen zu können. Das gleiche gilt für die Planung, für den Verkäufer und seine Marktbeobachtung und Absatzlenkung, für die Magazinwirtschaft, das Lohn- und Personalwesen u. a. m.

Wer in einer gewiß lobenswerten Treue am Althergebrachten hängt und über diesen neumodischen Kram den Kopf schütteln möchte, dem sei gesagt „Stillstand ist Rückgang“. Nur wer auch in der kaufmännischen Verwaltung technisch auf der Höhe ist und seinen Betrieb jederzeit schnell mit Zahlen durchleuchten und überwachen kann, wird auch in einer Krise bestehen können. Achten wir das wirklich gute Alte, machen wir uns aber auch das gute Neue nutzbar. Seien wir Kaufleute also den Erfindern und Ingenieuren dankbar, die uns solch erstklassiges Handwerkszeug für unsere Arbeit zur Verfügung stellen. Wir wollen es nutzbringend verwenden zum Vorteil unseres Werkes und damit zu unser aller Wohl. Eines wollen wir dabei aber nicht vergessen: wir leben zwar im sogenannten „Jahrhundert der Maschine“, aber niemals wollen wir die Maschine zum Herrn über unser Tun werden lassen! Auch die Mechanisierung kaufmännischer Tätigkeit kann und darf uns nicht von der geistigen Arbeit, dem „Denken“, lostrennen und uns selbst zur Maschine oder einem maschinenartigen Roboter machen. Gewiß wollen und müssen wir unsere Leistungen durch Anwendung neuer Methoden steigern, der Mittelpunkt aller unserer Überlegungen und Planungen muß aber immer der bleiben, der hinter der Maschine steht, „der arbeitende Mensch“.

Greulich

GIET!

Ein Beitrag für Gartenbesitzer und besinnliche Leute

Mit Riesenschritten geht es in das Frühjahr hinein. Wer sich ein wenig den Sinn für die Natur bewahrt hat, kann sich nun wieder tätig an ihr erfreuen, und wenn es nur das Richten von Blumenkästen ist, die mit lustig rankenden Pflanzen Veranden und Fensterbänke zieren und wohl an heißen Sommertagen ein schattiges Plätzchen zum Verschnaufen nach getaner Arbeit bieten. Doch auch hier wird uns nicht immer „des Lebens ungeteilte Freude“ zuteil. Durch Jahre können wir ein Zunehmen von Schädlingen beobachten, die zunichte machen, was mit viel Liebe begonnen wurde. Es ist deshalb zur Gewohnheit geworden, nach Mitteln zu greifen, die uns die chemische Industrie anbietet und die für den jeweiligen Zweck von meist durchgreifender Wirkung sind. Die Tatsache aber, daß es fast für jedes „Wehwehchen“ ein Gegenmittel gibt, welches prompt den störenden Zustand beseitigt, bringt uns immer mehr vom Nachdenken darüber ab, was wohl die eigentliche Ursache für die Erscheinungen sein mag, gegen die wir kurzerhand die Chemie zu Hilfe rufen.

Mehr und mehr beginnt man zu erkennen, daß überall dort, wo der Mensch in die für jedes Lebewesen bestehenden großen und kleinen Zusammenhänge ohne Rücksicht eingreift, die Lebensvorgänge gestört werden und solche Störungen erzeugen schädigende Auswirkungen, wie sie z. B. in den Krankheitserscheinungen bei Boden, Pflanzen, Tieren und Menschen, in Boden- und Wassererosionen und Schädlingsplagen festzustellen sind.

In Garten, Wald und Feld verwendet man gegen die Folgen solcher oft schon Jahrzehnte zurückliegenden Eingriffe, wenn die Schädlinge Insekten sind, Mittel, die gespritzt oder gestäubt werden. Sie sind natürlich nicht bestimmt, die in Unordnung geratenen Zusammenhänge wieder zu harmonisieren, sondern wirken nur gegen eine ihrer Auswirkungen. Gifte für diesen Zweck, mit denen man auch Menschen umbringen kann, sind im Handel in beliebigen Mengen frei käuflich. Nebenbei sei darauf hingewiesen, daß in den letzten Jahren mit der Anwendung weit über den Rahmen des Nötigen Mißbrauch getrieben wird infolge einer Propaganda, nach der möglichst ausgiebig von den Giften Gebrauch gemacht werden soll ungeachtet dessen, daß man mit den angeblichen Schadinsekten auch die nützlichen Insekten und ferner die Singvögel tötet, von der schleichenden Wirkung auf die menschliche Gesundheit abgesehen. Für die Gartenbesitzer ist das eine durchaus wichtige Angelegenheit wegen der Schäden, die Imkern dadurch erwachsen können. An der Bienenhaltung ist man gesamtwirtschaftlich weniger wegen des Honigertrages interessiert, als an der Bedeutung für die Befruchtung besonders der Obstkulturen, deren Erträge vom Beflug durch die Bienen entscheidend abhängen. Da aber z. B. auch die Blüten der Dickbohnen, die wegen

Die drei Siebe

Zu meinem Nachbar kam einer, der sagte:

„Hör Feichten, ich muß dir erzählen, was dein Freund Kunz über dich —“

Mein Nachbar unterbrach:

„Bevor du es mir erzählst, verrate mir, ob du das, was du mir erzählen willst, durch die drei Siebe geseiht hast.“

„Durch welche drei Siebe?“

„Zuerst durch das Sieb der Wahrheit“, sagte mein Nachbar, „hast du geprüft, ob es wahr ist, was du mir erzählen willst?“

„Nein. Ich hörte es nur. Man hat es mir erzählt.“

Der Nachbar nickte:

„Dann hast du es sicher durch das zweite Sieb geseiht, durch das Sieb der Freude. Sicher ist das, was du mir erzählen willst, auch wenn es nicht wahr sein sollte, gut für mich und es macht mir Freude?“

„Freude wird es dir kaum machen, Feichten.“

„Wenn es mir auch keine Freude macht, dann wird es wohl wenigstens durch das dritte Sieb gelaufen sein, durch das Sieb der Nützlichkeit. Ist das, was du mir erzählen willst, mir dienlich und von Nutzen?“

„Nein. Keineswegs.“

Da sprach mein Nachbar:

„Dann schweig! Wenn das, was du mir erzählen willst, weder wahr, noch erfreulich, noch nützlich ist, so behalte es für dich und vergiß es bald!“

Jo Hanns Rösler

der Läuse oft chemisch behandelt werden, befliegen werden, ist äußerste Vorsicht geboten, ebenso bei der Bekämpfung des Kartoffelkäfers, wenn die Anbaufläche nicht vorher von blühenden Unkräutern befreit wurde. Über die Folgen eines in den Gegebenheiten ähnlichen Falles berichtete die Rheinische Bienenzeitung im April 1952 wie folgt.

„Drei Landwirte in der Eifel hatten im Jahre 1950 Raps angebaut. Ein in der Nähe wohnender Großimker ist frühzeitig mit seinem Motorrad in der Umgebung umhergefahren und hatte die Rapsanbauer auf die Folgen des zu späten Stäubens hingewiesen, sich sogar auch bereit erklärt, nötigenfalls die Arbeit für sie auszuführen, damit ja nicht zu spät gestäubt werde. Einer der Landwirte, als Ortsbürgermeister, hatte von seinem Landrat eine Verwarnung bezüglich des zu späten Stäubens zugeschickt bekommen mit dem Auftrage, sie sofort zu veröffentlichen. Das hat er aber nicht getan.

Eines Tages mußte der Großimker ein Massensterben bei seinen Bienen feststellen. Die Flugrichtung der Bienen ließ die Schadensquelle leicht finden. Zudem war auch die Todesstraße durch tote und sterbende Bienen in der Richtung auf die Felder jener Landwirte gezeichnet. Der Imker hat sich unverzüglich die nötigen Zeugen und Beweismittel gesichert und eine Schadenersatzklage gegen die drei Landwirte und den Sohn des einen, der für seinen Vater gestäubt hatte, beim Landgericht Trier angestrengt.

Für die Beklagten folgten jetzt, wie man sich denken kann, viele sorgenvolle und schlaflose Nächte, da die Schadensberechnung des Imkers auf 5185 DM beziffert war. Die Ausreden, welche die Beklagten sich ausgedacht hatten, gereichten ihnen nicht zum Vorteil. Der eine der Beklagten mit seinem Sohn betonten sogar, ihre vom Großvater her ererbte Liebe zu den Bienen und ihre Vertrautheit mit den Pflanzenschutzmitteln, offenbar, um dem Gerichte klar zu machen, daß man ihnen eine solche Tat nicht zutrauen dürfe.

Die umfangreiche Beweisaufnahme ließ aber keinen Zweifel darüber, daß die Bienen des Klägers sich auf den Feldern der Beklagten das Gift geholt hatten, weil es in die offene Blüte gestäubt worden war.

Durch Urteil des Landgerichts Trier vom 23. Januar 1952 — 2 O 189/50 — sind die Beklagten zur Zahlung von 4637 DM nebst 6 Proz. Zinsen seit 1. 6. 1950 und zur Tragung von $\frac{9}{10}$ der Kosten des Rechtsstreits verurteilt worden. Diese $\frac{9}{10}$ der Kosten belaufen sich auf rund 1600 DM.

Es ist dies wieder eines der vielen ähnlichen Urteile, die in den letzten zehn Jahren ergangen sind, aber es ist auch bezeichnend für die Denkweise vieler Menschen! Es wird wohl nicht so schlimm werden und äußersten Falles kann man sich ja immer noch herausreden.

Das Ungeheuerlichste bei jenen Bienenprozessen ist die Tatsache, daß das Stäuben in die Blüten auch für den Rapsanbauer eine sinn- und zwecklose Verschwendung ist, denn je näher diese Arbeit dem Blütenaufbruch kommt, desto weniger Wert hat sie. Der Käfer schadet den offenen Blüten nicht mehr, sondern nur den Knospen.“

Zum Verständnis sei hier eingefügt, daß Bienen nicht wahllos die Blüten befliegen, sondern sich volkweise auf eine bestimmte Pflanzenart einstellen, solange diese eine

Tracht bietet. Es bleibt deshalb nicht bei der Vergiftung einzelner Bienen, es kommen mehr oder weniger sämtliche Flugbienen eines Volkes mit dem Gift in Berührung. Das Einschleppen des Giftes in den Stock kann dann zur vollständigen Vergiftung ganzer Stände führen.

Wie kommt es nun zu dem starken Schädlingsbefall, den man hier abzuwehren versucht? Auf die Zusammenhänge mögen folgende Notizen hinweisen.

Aus einem Bericht vom Stuttgarter Vogelschutztag:

„Für den Obst-, Garten- und Weinbau ist es eine Lebensfrage, ob es gelingen wird, die alles zerstörenden Schädlinge in Schranken zu halten. In der Gemarkung Hochheim a. M. erzielte man einen vollen Erfolg mit dem Versuch, durch achtzig Futterautomaten die Vögel in die bedrohten Weinberge zu locken. Durch Aufhängen von 300 Nisthöhlen machte man den Erfolg zu einem dauernden. Wo man sonst keinen Vogel sah, fanden sich jetzt ganze Vogelscharen.“

Die Weleda-Nachrichten schrieben im Frühjahr 1953:

„Singvögel statt Spritzmittel. In einer Reformzeitschrift fanden wir folgende Notiz: „Auf dem Boschhofe in der Nähe von München leben dank unzähliger Nistkästen etwa 80 000 Vögel, darunter 20 000 Schwalben. Sie fressen täglich 32 Zentner schädliche Insekten. Es gibt in den Ställen keine Fliegen mehr und die Obstbäume brauchen weder gespritzt zu werden, noch brauchen sie Leimringe, es gibt keinen wurmigen Apfel mehr. Und daraus hat man noch nichts gelernt! Die Regierung erlasse ein Gesetz, daß jeder Obstbaumbesitzer an jedem fünften Baum einen Nistkasten nach dem Frhr. von Berlepschen System anzubringen hat.“ Wir meinen zu dieser Mitteilung, daß die Vernunft der Obstbaumbesitzer eigentlich ein Gesetz überflüssig machen sollte und geben sie deshalb an unsere Leser zur Berücksichtigung weiter. Das gute Vorbild könnte auch schon nützen.“

In früheren Heften der Werkmitteilungen ist verschiedentlich auf die Bedeutung der von unserem Werk durchgeführten Pflanzungen hingewiesen worden, die sie innerhalb dicht besiedelter Gebiete für die dort wohnenden Menschen haben. Es lohnt sich, auch auf Zusammenhänge hinzuweisen, die durch diesen Beitrag sichtbar werden.

Holzungen und der Fortfall von Randbewachungen an begradigten Wasserläufen und trockengelegten Teichen und Tümpeln haben die Lebensbedingungen für die Vogelwelt ständig verschlechtert. Nebenher geht die dadurch verursachte Störung des Wasserhaushaltes in der Natur. Es sollte möglich sein, auch Kindern dieses Zusammenwirken nahezubringen. Tafeln wie „Bürger, schützt Eure Anlagen“ erfüllen erst dann ihren Zweck, wenn die weitreichenden, tieferen Zusammenhänge bewußt gemacht werden. Die Schaffung von Nistgelegenheiten an allen nur möglichen Stellen, wofür sogar Straßenbäume und Hauswände geeignet sind, wird uns von manchen Schädlingen, aber auch von der in jedem Sommer wieder spürbaren Mücken- und Fliegenplage befreien. Die Notwendigkeit der Anwendung von chemischen Mitteln erübrigt sich in dem Maße wie wir der Natur helfen, unseren eigenen Fehler wieder gutzumachen. Der diesem Heft beiliegende Bastelbogen für Nistkästen soll dieses Bemühen unterstützen und gleichzeitig eine Anregung sein für alle, die an Basteleien als einem Mittel zum Ausgleich und zur Entspannung in freien Stunden Freude haben.

Medebach



Schluß: Unterwegs für „Reisholz“

Über dieselbe Brücke fahren wir auf einer schnurgeraden Allee, fast könnte man sagen, auf einer Prachtstraße. Wir sind am Rande der Wüste. Vorher einige Hotels. Doch eindrucksvoller noch hunderte von Kamelen mit ihren Schabracken und den dazu gehörenden Treibern, die auf die Fremden warten. Wir ahnen düster, was uns erwartet und sind froh, daß wir einen mit dem Land und den Verhältnissen Vertrauten bei uns haben. So rutschen wir an den Kamelen vorbei bis kurz vor die Cheopspyramide. Wir sehen zur Linken in etwa bebaute Felder. Dahinter verstaubte Palmen und den Nil. Vor uns die Pyramide und darum nur Sand und Wüste. Ein Dragoman bietet sich als Führer an. Er hinkt etwas, und das erweckt bei uns ein wenig mehr Vertrauen.

Was hatte man uns gesagt? „Sie können, weil Sie eilig sind, die Pyramiden in zwei Stunden erledigen. Wir empfehlen Ihnen vielmehr noch den Besuch des Ägyptischen Museums mit den Schätzen und dem Grabe von Tut-anch-Amon.“ Wir sind auch in zwei Stunden rund gekommen.

Ich sagte schon, Sand und Wüste. Und es ist ein Kuriosum, daß wir mitten in diesem Sand einen kleinen Kaktus, $\frac{1}{2}$ m hoch, entdeckten, in dessen kümmerlichem Schatten eine Henne saß, um ihr Ei zu legen. Auch das gibt es scheinbar in der Wüste. Aber nun zu den Pyramiden selbst. Es sind die alten Königsgräber aus der vierten Dynastie. In den drei großen Pyramiden sind jeweils nur der König und seine Frau beigesetzt. Die kleineren sind die Grabmäler für die königlichen Prinzen und Prinzessinnen. Wir haben sie

nur von außen besichtigt, aber uns doch unsere Gedanken darüber gemacht, wie man vor etwa 4500 Jahren solche Bauwerke erschaffen konnte. Es muß damals schon tüchtige Architekten gegeben haben. Da, wo die Pyramiden stehen, gab es keinen Sandstein. Man hat die Riesenblöcke, jeder mehrere Kubikmeter groß, mit Kähnen auf dem Nil oder seinem Nebenarm hunderte von Kilometern weit herangeholt; man hat eine Straße gebaut, auf der diese großen Quadersteine bis zum Bestimmungsort herangeschleift werden konnten. Man hat dann diese Steine aufgetürmt zu den Pyramiden, deren Ausmaß am Grunde vielleicht 200x200 Meter beträgt und deren Höhe auch an die 200 Meter herankommt. König Cheops hat dann diese stufenförmig geformten Pyramiden mit Sandstein abdecken lassen, damit glatte Seitenflächen entstanden. Spätere „Kulturträger“ nahmen keinen Anstoß daran, die schöne Sandsteindecke abzureißen und sie für den Bau der eigenen Paläste in Kairo zu verwenden. So verwittern die Übrigbleibsel; heute noch monumental in ihrer Größenordnung und Erscheinung, heute noch für den Besucher, der wenig Zeit hat, ein Rätsel. Die Einheimischen behaupten, daß noch viele Gänge innerhalb der Pyramiden nicht erschlossen sind, daß noch manches da gefunden werden könnte nach 4000 Jahren, wovon unsere vorgerückte Zeit nichts weiß.

Im selben Wüstenfeld fand man unter all dem Sand auch einen Kalkstein, der sich aber als zu weich erwies für den Bau der Pyramiden. Man schaufelte ihn aus, ließ ihn stehen und behaute daraus die Sphinx. Einige Zahlen zur Größe dieser Dame: Die Lippen sind „nur“ 4 Meter breit, die ganze Länge der Figur macht mehr als 50 Meter aus. Daneben der Sphinx-Tempel. Er kostet Sondereintritt und Sonderbakschisch. Wenn der Tempeldiener seine Kerze anzündet, um den Widerschein des Alabasters vorzuführen, will er auch dafür belohnt sein. Doch die Säulenreihen imponieren selbst einem alten Schmiedemann. 1,2 m im Quadrat, 3 m hoch, fugenlos aus Stein gehauen und in der Reihe so aufgestellt, daß nicht ein Millimeter Toleranz zu sehen ist. Wir gehen weiter und der Tempeldiener, der längst sein Trinkgeld eingeheimst hat, sieht, wie ich noch einmal die Sphinx auf die Platte bannen will. Er weist mir einen Platz auf der anderen Wegseite an. Ich knipse und — unser Sekretär und mein Reisebegleiter sind schon weit voraus — eine Hand streckt sich mir wieder mit unmißverständlicher Gebärde entgegen, als ich durchs eiserne Tor herausgelassen werde. Ich reagiere nicht. Ich glaube aber, aus Gebärden und Mienen zu entnehmen, er hat zu Allah gebetet und darum gefleht, daß er diesen verruchten Weißen, der ihm nicht zum zweiten

oder dritten Mal ein Trinkgeld geben wollte, mit seinem Zorn strafen möge.

Auch unser Dragoman wurde etwa 500 Meter vor Toreschluß sehr unruhig und redete nur noch von Bakschisch. Mit Hilfe des freundlicherweise zur Verfügung gestellten Sekretärs kamen wir mit einem blauen Auge davon.

Warum wird dem Fremden, der etwas Kulturgeschichtliches sehen will, so viel von der Schönheit und von dem Ergreifenden genommen durch diese Fremdenführer?

Eine halbe Stunde später sind wir im Ägyptischen Museum. Es ist wohl das Schönste, was Ägypten einem Weißen bieten kann. Aber es ist so groß und unsere Zeit ist so kurz bemessen, daß wir uns dafür entscheiden, nur die Schätze aus Tut-anch-Amon's Grab zu sehen. Wir sind zwei Stunden hindurch gewandert und waren wie betäubt. Kann man in einem Grabmal so viel an Gold, an Edelstein, an Alabaster, an Totenmasken, an Särgen, Sargverkleidungen und nochmals Sargverkleidungen unterbringen in echtem Gold, in goldplattiert, in Gold und Silber?! Und das vor mehr als 3000 Jahren?! Wenn einer von unseren Lesern einmal nach Kairo kommen sollte, ich rate ihm mehr als zum Besuch der Pyramiden, zu dieser Teilausstellung des Ägyptischen Museums. Es ist wirklich sehenswert.

Doch damit sind die schönen und auch die weniger schönen Stätten dieser Millionenstadt noch nicht erschöpft. Da ist zuerst einmal neben vielen anderen die größte und schönste Moschee Mehmed Ali, auf einem Hügel gelegen, bewacht von Hütern des Gesetzes, die streng dafür sorgen, daß der

Ungläubige, wie es in solchen Gotteshäusern üblich ist, seine Schuhe auszieht oder zumindest entsprechende Pantoffeln überzieht. Der innere Raum, ein leeres Riesengewölbe, das ganze durch die bunten Fenster in Halbdämmerlicht gehüllt, sehr schöne künstliche Beleuchtung, eine schmale Treppe, die zur Kanzel des Vorbeters führt, sonst nur die dunkelroten Teppiche. Draußen gleißt die Sonne. Von dem nahen Fort gegenüber gelang es damals Napoleon, sich in den Besitz der ägyptischen Hauptstadt zu setzen. Von hier oben schweift der Blick über ein unübersehbares Häuser- und Dächermeer. Auch der Ägypter verbringt, soweit möglich, ein gut Teil des Abends oder der Nacht der angenehmeren Temperatur wegen auf dem Dach seines Hauses. Nur einige hundert Meter davon entfernt und wir sind in der Altstadt. Die Schmiedegasse, die Kupfergasse, die Textilgasse, die Schuhmachergasse und wie die einzelnen Gassen und Gäßchen alle heißen mögen, so eng, daß unser Wagen nur im Tempo eines Fußgängers voran kommt. Doch haben wir dadurch mehr Muße, die neuen Bilder und Eindrücke, die sich uns hier bieten, in uns aufzunehmen. Das Leben und Treiben in dieser Basarstadt muß man selbst gesehen haben, man kann es nur schwer anschaulich schildern. Die Buben haben scheinbar seit kurzem als Standardausrüstung nicht mehr das Hemd, sondern den baumwollenen Pyjama. Daß er für deutsche Begriffe immer sehr sauber wirkt, kann man dabei nicht behaupten. Verschleierte Frauen sieht man verhältnismäßig selten. Als wir aussteigen und unsere Besichtigungstour zu Fuß fortsetzen, sehen wir erst, wie

klein, wie schmal und wie eng die Läden sind, in denen sicherlich der größte Teil der Kairoer Bevölkerung sein Geld läßt. Mit eifrigen Gesten und Gebärden versucht der Ladeninhaber den Fremden auf die Schönheit und Preiswürdigkeit seiner Auslagen hinzuweisen und insbesondere soweit zu bringen, daß er den Fuß über die Schwelle setzt. Dann wird es dem Unerfahrenen wohl meistens nur schlecht gelingen, wieder herauszukommen, ohne etwas gekauft zu haben.

Aber alle, ob reich oder arm, scheinen guter Laune und guter Dinge zu sein. Sie hören zwar, daß noch immer die Prozesse gegen die engeren Mitarbeiter von Faruk laufen, daß dieser frühere Staatsmann zu 10 Jahren, der andere vielleicht zu einer noch härteren Strafe verurteilt ist, aber die große Masse des Volkes scheint daran gar keinen so großen Anteil zu nehmen. Für sie ist Handel und Wandel die Hauptsache.

Am nächsten Morgen fliegen wir weiter. Entsetzlich die lästigen Fliegen während der fast dreistündigen Wartezeit im Flugplatz-Restaurant. Interessant gleichwohl aber, den Flugverkehr selbst zu beobachten, denn in diesen wenigen Stunden kommt das indische Flugzeug von Delhi an, fliegt weiter nach London; die Franzosen starten, die schwedische Linie nimmt einige Deutsche mit nach Hamburg zurück, die Pan American kommt und geht, und schließlich ist auch unsere brave Lockheed Constellation startbereit. Die Sonne lacht vom Himmel, die Sicht ist klar, doch was wir sehen, ist stundenlang nur immer wieder: Wüste, Wüste und



Wüste, so daß es sehr eintönig wird, nur einmal unterbrochen durch den Suez-Kanal. Wir wissen also, daß wir jetzt die Grenze zwischen Afrika und Asien überfliegen. Wir vertreiben uns die Zeit bis zum Mittag mit Lesen und Plaudern und landen gegen 1 Uhr in Basra. Verdächtig, daß wir vom Flugpersonal gebeten werden, diesmal unsere Photoapparate, Handtaschen usw. mit hinauszunehmen und auch vom kleinen Handgepäck nichts im Flugzeug zu lassen. Glühende, sengende Hitze. Da die Wartehalle nicht gerade gemütlich ist, flüchten wir an den Fluß auf der anderen Seite des Gebäudes. Nicht weit von uns fließen Euphrat und Tigris zusammen und hier hat der Fluß dann den Namen Schat-el-Arab. Es ist alter biblischer Boden, auf dem wir stehen, von dem es heißt, das Paradies habe hier gelegen. Wir haben uns das Paradies allerdings etwas anders vorgestellt und sind von den verstaubten Palmen auf der anderen Seite des Flusses nicht gerade sehr erbaut. Glücklicherweise dauert der Aufenthalt nicht zu lange. Mit vollen Tanks klettern wir in die Höhe und sehen auch die Öl-

Zwischenfall dabei: Einmal hatte ich meinen Schein nicht bei mir. Mein Kollege zeigte dem Arzt (es war in Delhi) seinen Schein und er las darin Dr. X. „Ach, Sie sind Doktor, dann ist es ja gut, dann glaube ich, daß Ihr Begleiter ebenfalls den Impfschein hat.“ Daß es auch einen Dr. Ing. gibt, wußte er wohl nicht. Vom Flugplatz geht es mit dem Omnibus zum Hotel, die man hier im Lande Bungalow nennt. Es sind einstöckige, weitläufige Gebäude, komplett, und jede der großen Fluggesellschaften hat in Karachi ihren eigenen Bungalow. So ist den Passagieren die Möglichkeit gegeben, die lange Wartezeit zu einer Dusche zu benutzen und sich auf einem Feldbett langsam etwas abzukühlen, schnell noch etwas zu essen und dann mitten in der Nacht wieder aufzubrechen zum Weiterflug nach Kalkutta. Die zweite Nacht im Flugzeug ähnelt in vielem dem Flug Düsseldorf–Rom–Kairo. Nur ist es etwas unruhiger geworden, und als das Frühstück serviert wird, gehen einige Tablettis samt Inhalt gegen die Kabinendecke oder unfreundlicher Weise dem Vordermann über Kopf und Schulter. Die Stewardess trägt verdächtig viele stabile Tüten in das bewußte Kabinett. Doch uns macht es nichts aus. Inzwischen müssen wir über Indien selbst sein, aber erst Stunden später können wir Einzelheiten erkennen. Was wir sehen, ist kein geschlossener Wald, wie wir Weißen uns immer den Dschungel vorstellen, immer wieder Waldstücke, dazwischen Felder, in der Nähe der Wasserläufe auch grüne Wiesen, viel braunes Steppenland. Und wieder fällt der Höhenmesser. Wir landen in Kalkutta. Für uns die Endstation. Auch hier Impfschein-, scharfe Paßkontrolle, Registrierung der Photoapparate, Feldstecher. Aber freundliche und höfliche Beamte. Ein kurzer Blick ins Gepäck. Draußen steht der Wagen, um uns in die Stadt zu bringen.

Über die hoch interessanten Eindrücke von Kalkutta aber im nächsten Heft mehr. (Wird fortgesetzt)

raffinerien, um die nun schon seit Jahr und Tag der Streit zwischen England und Persien herrscht. Weiter geht es über eintönige Felsengebirge, dann klettern wir über Wolkendecken. Die Dämmerung bricht herein und abends gegen 9 Uhr landen wir in Karachi, also noch nicht auf indischem Boden, sondern auf pakistanischem Territorium. 4–5 Stunden Aufenthalt. Dort zunächst den Nachweis erbringen, daß wir gegen Pocken, Cholera und Typhus geimpft sind. Wir hatten glücklicherweise die Bescheinigung bei uns und ersparten uns den Weg zum Flugplatzarzt. Diese Impfscheine sind eine sonderbare Einrichtung. Von den Fluggesellschaften sagt die eine, man müßte sie haben, die andere hält es nicht für erforderlich. Wir waren in Pakistan und auch in Indien froh und haben uns manche Schererei dadurch erspart, daß wir uns vorher impfen ließen. Ein kleiner netter

Herausgegeben von der Stahl- und Röhrenwerk GmbH., Düsseldorf-Reisholz. Verantwortlich: Direktor August Best, Düsseldorf-Reisholz. Erscheinungsweise: In zwangloser Folge. Einsendungen an die Sozialabteilung mit dem Kennwort „Werkmitteilungen“. Druck: Aussaat-Verlag GmbH., Wuppertal. Grafische Gestaltung: Karl Busch

Bildnachweis: Umschlagbild u. „Unterwegs für „Reisholz“: Kartscher (5), KLM (2) · Der Doktor freut sich: Archiv der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie · Energieversorgung Reisholz erweitert: Maar · Jubilare: Privat (1), Werksphoto (14) · Hinaus in die Ferne: Maar · Rückblick auf 1953: Werksphoto (9), Maar (1) · Das Lochkartenverfahren: IBM · Nachruf: Lieselotte Strelow

Durch Tod gingen von uns:

Lorenz Frings

Pensionär, zul. Meister
am 11. 11. 53, Werk Oberbilk

Johann Dresemann

Rohrrevisor
am 21. 11. 53, Werk Reisholz

Roland Hase

Gießgrubenarbeiter
am 4. 12. 53, Werk Oberbilk

Heinrich Diezel

Säger
am 4. 12. 53, Werk Reisholz

Heinrich van de Sand

Kohlenfahrer
am 11. 12. 53, Werk Oberbilk

Alfred Scharff

Pensionär, zul. Lagerarbeiter
am 1. 1. 54, Werk Reisholz

Peter Neuwinger

Pensionär, zul. Sattler
am 2. 1. 54, Werk Reisholz

Heinrich Vollmer

Pensionär, zul. Motorwärter
am 8. 1. 54, Werk Oberbilk

Peter Vies

Werkmeister
am 10. 1. 54, Werk Oberbilk

Leo Jade

Pensionär, zul. Horizontalbohrer
am 10. 1. 54, Werk Oberbilk

Johann Krause

Pensionär, zul. Rohrwerksarbeiter
am 25. 1. 54, Werk Reisholz

Franz Krädig

Pensionär, zul. Glüher
am 28. 1. 54, Werk Reisholz



Am 10. Februar 1954 verschied unser stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzer

Bürgermeister

Robert Görlinger

im Alter von 65 Jahren.

Zu den Ämtern, die er in zahlreichen kommunalpolitischen Spitzenorganisationen bekleidete, übernahm er erst kürzlich die Aufgabe im Aufsichtsrat unserer Gesellschaft. Auf Grund seiner Fähigkeiten, seines persönlichen Einsatzes und eines ausgeglichenen, sozialen Empfindens, hat er schon in kurzer Zeit das Vertrauen des Aufsichtsrates, der Geschäftsführung und der Belegschaft unseres Werkes erworben.

Wir haben einen Menschen verloren, der uns mit seinem reichen Wissen und seinem klugen Rat in uneigennütziger Weise zur Seite stand.

Über den Tod hinaus wird diesem aufrechten und hilfsbereiten Manne ein ehrendes Gedenken bewahrt bleiben.

Wenn ich nicht wäre ...

Gewiß, — Sie alle haben dies noch nie ausgesprochen, denn Sie sind zu höflich, zu sehr Kamerad, um einem anderen nahezutreten oder ihm seine geringere „Wichtigkeit“ irgendwie fühlen zu lassen. Aber — Hand aufs Herz — gedacht, so still und nebenbei, so zu Ihrer eigenen Beruhigung gewissermaßen daran gedacht haben Sie sicher mehr als einmal. Nein? Nun — dann wäre die Lektüre für Sie hier zu Ende.

Denn was nun kommt, geht nur die „Anderen“ an.

Also dachte nämlich —

der Kunde: „Ja — meine Person macht Ihre Arbeit erst möglich. Ich kaufe die Produkte Ihres Werkes und mein Geld wiederum ermöglicht die weitere Produktion. Ich kaufte gestern, ich kaufe heute und kaufe morgen — auch in Zeiten, in denen Sie sich wundern, wie ich das Geld zusammenkriege, um Ihre Rechnungen pünktlich — nun, das ist bei mir oberster Grundsatz — zu bezahlen. Ich glaube daher sagen zu können, daß ohne mich auch Ihr Werk nicht bestehen könnte. Wenn ich nicht wäre ...“

der Verkäufer: „Da geht er hin — seine Majestät, der Kunde! Übrigens, ganz unter uns: es ist ein schwieriger Kunde. Wenn ich ihm nicht die Vorzüge und Qualitäten unserer Produkte so überzeugend demonstriert hätte, würde er kaum versichert haben, uns auch alle weiteren Aufträge zu geben. Ohne meine rastlose Arbeit, ohne das dauernde Ringen um die für uns so lebensnotwendigen Abnehmer im In- und Ausland könnte das Werk seine Tore schließen. Ja — wenn ich nicht wäre ...“

der Arbeiter: „Denkste, mein Lieber, denkste! Mach doch mal das Fenster Deines Büros auf! Na — was hörst Du? Was

siehst Du? Lange Werkhallen, erfüllt vom Lärmen ihrer Maschinen, vom Dröhnen der Hämmer und dazwischen stehen wir, — wir, die wir das Produkt erst schaffen, das Du verkaufst. Unsere schwieligen Hände, die Ströme von Schweiß und nicht zuletzt das Produkt unserer Arbeit sind die Voraussetzungen für Deine Arbeit. Wenn wir nicht wären ...“

der Angestellte: „Alles sehr schön und gut! Aber nun malt Euch einmal aus, was geschehen würde, wenn ich nicht wäre! Das Ganze wäre wie eine Maschine ohne Strom. Kein Rad würde sich drehen, wenn ich nicht das Material heranschaffen, den Geldverkehr regeln, den Verkauf im In- und Ausland organisieren, die personellen und sozialen Angelegenheiten bearbeiten würde, — um nur einige wenige wesentliche Aufgabengebiete der Verwaltungsabteilungen zu erwähnen. Ihr seht also: Wenn ich nicht wäre ...“

die Sekretärin: „Ich finde, die anderen nehmen sich gar zu wichtig. Und dabei könnten praktisch alle einpacken, wenn ich, die Stütze der Abteilung nicht wäre. Die Chefs würden in meterhohen Aktenstößen verzweifelt graben und nie auf den Grund kommen. Die Post würde arbeitslos, denn — na, ich dachte eben daran: mein Chef an der Schreibmaschine. Ich muß schon sagen: Wenn ich nicht wäre ...“

der Ingenieur: „Langsam, langsam — erst einmal genau durchdenken, dann loslegen: das ist mein Prinzip! Ihre Arbeit in Ehren, meine Damen und Herren, aber glauben Sie, daß nach vorsintflutlichen Verfahren produziert werden kann, — daß heute noch mit Maschinen gearbeitet werden kann, wie sie im Deutschen Museum als technisch-geschichtliche Sammlung stehen? Nein —

das ist ganz klar! Und was liegt zwischen diesen Anfängen und den modernen technischen Errungenschaften? Ideen und ihre Verwirklichung, technischer Fortschritt! Und auf wessen Konto geht das alles? Ja — wenn ich nicht wäre ...“

Und wir?

Wir sagen nichts dazu, aber — wir wollen auch einmal denken:

„Haben Sie gemerkt, wie einige Mitarbeiter Gräben um ihr „Königreich“ zu ziehen versuchten? Wo je eine solche Einstellung vorhanden sein sollte, ist es dringend ratsam, Türen und Fenster weit, sehr weit aufzumachen, damit ein edler Betriebsgeist einziehen kann. Wenn Sie Ihr Werkzeug, Ihren Rechenschieber, Ihren Federhalter in die Hand nehmen — sicher fühlen Sie, daß Sie in diesem Augenblick an einem gemeinsamen Werk arbeiten, an dem alle anderen gleichermaßen beteiligt sind. Und richten Sie einmal den Blick nach draußen: Sie sehen die Menschen in den Erz- und Kohlengruben, an den Erdölbohrlochern im Wüstensand, die Holzfäller im Schwarzwald, — Sie sehen die Menschen an den Hochöfen und in den Walzwerken und wenn Sie genau hinsehen, bemerken Sie das Band, das uns verbindet und alle anderen draußen mit umschließt. Darum — ein Vorschlag: streichen wir den Begriff „Wenn ich nicht wäre ...“ aus unseren Überlegungen!“ — doro —

